L. engl. 107 c
61
16.

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Einundachtzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Maria von Burgund,

oder

die Empörung in Gent.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Groß möcht'st du seyn,
bist ohne Ehrgeiz nicht, doch fehlt die Bosheit
die ihn begleiten muß. Was recht du möchtest,
das möcht'st du rechtlich, möchtest falsch nicht spielen,
und unrecht doch gewinnen.

Macbeth.

BIBLIOTHECA
BABENBERG

Vorrede.

Der Verfasser kann nicht umhin das Geständniß abzulegen, daß das Interesse welches die folgenden Blätter haben mögen, nur wenig auf seine Rechnung kommt, da sämmtliche Hauptpunkte den Werken des Georg Chatelain, Jean Molinet, Philipp von Comines und der flandrischen Chronik entlehnt sind. Dahin gehören namentlich die Gesandtschaft Olivers le Dain, der Zug des Herzogs von Geldern gegen Arras, die Niedermetzelung der Magistratspersonen zu Gent, und insbesondere die Ermordung der Räthe unter den Augen der Fürstin, deren Kleider nach mehreren Schriftstellern mit dem Blute dieser Opfer bespritzt wurden.

Ohne Zweifel wird der gelehrte, scharfsinnige Alterthumsforscher und Kritiker den Charakter des Helden der Empörung für ein Phantasiebild des Dichters zu halten geneigt seyn und diese seine Ansicht mit der Behauptung zu rechtfertigen suchen, daß jener durch den unaufhörlichen Kampf der sich wechselseitig in seinem Innern bewältigenden Leidenschaften getrieben, oder besser gesagt, zerrissen ward. Allein eine Thatsache steht fest, nämlich diese: kein gegenwärtig

lebendes menschliches Wesen kann mit der wirklichen Gesinnung des bewußten Individuums so vertraut seyn als der Verfasser dieses Werks, und so glaubt er sich auch der Hoffnung hingeben zu dürfen, das Publikum werde ihm in dieser Beziehung aufs Wort glauben.

Zum Verständniß wird beigefügt, daß der damalige Magistrat der Stadt Gent aus dem Großbailli, dreizehn Schöppen, drei Pensionären und sechs Sekretären bestand; ein zweites Kollegium, der Vizebailli mit dreizehn Schöppen, einem Pensionär und vier Sekretären, war ihnen untergeordnet. Waren — wie es gewöhnlich der Fall — die Provinzial-Generalstaaten zu Gent versammelt, so stand dem ersten Pensionär der ersten Schöppen das Präsidium über sie von Rechtswegen zu. Neben dem Magistrat und der Versammlung der Generalstaaten pflegte auch das Rathskollegium des Fürsten seinen Sitz in Gent zu haben, wenigstens war dies der Fall von 1463 bis 1579. Gewöhnlich bestand letzteres aus fünf Räthen und einem Präsidenten, aber in den ersten Regierungsjahren Maria's war seine Gewalt soviel als nichts.

Da die damalige Hof- und Adelssprache in Flandern die französische war und die geschichtlichen Autoritäten, wenigstens die wichtigern, in dieser Sprache geschrieben sind, so hat der Verfasser die französischen Ausdrücke von Aemtern, Personen und Sachen beibehalten, um nicht dem gefälligen Leser die Beiziehung eines flandrischen Wörterbuches auferlegen zu müssen.

Erstes Kapitel.

Wir eröffnen die Scene mit einem schönen Abende zu Anfang des Septembers 1456. Es war einer jener anmuthigen Herbsttage, die uns für den entflohenen Sommer zu trösten suchen, mit einem Lichte so glänzend, einem Himmel, so strahlenerfüllt, daß die begabtesten Stunden des Junius nichts Prächtigeres aufweisen können. Da ist nichts was uns erinnerte, daß wir die schönste Jahrszeit hinter uns haben, nichts als etwa der unmerkliche gelbe Ton, der auf den Waldpartbieen ruht. Ich sagte, es war am Abende, muß aber sogleich hinzusetzen, daß sich die Dämmerung noch in keiner Weise angemeldet. Zwar hatte die Sonne eine beträchtliche Strecke auf ihrer Bahn am westlichen Himmelsgewölbe zurückgelegt, aber ohne daß Ein Strahl sich verdunkelte oder gar verloren ging. Sie hatte nur jenen Grad von Abnahme erreicht, wo sie, schon niedrig über dem Horizont stehend, große Licht- und Schattenmassen über Wald und Hügel wirft, da und dort einen besonders blendenden Glanzpunkt bildend, wo Fluß oder See die klaren Abendstrahlen reflektiren.

Nachdem wir solchergestalt die Zeit festgesetzt, gehen wir auf den Ort über und finden uns im Herzen eines tiefen Waldes. Seine unfürdenklichen Bäume, theilweise vom Zahn der Zeit oder der Axt gefällt, bieten beträchtliche Lücken, die, unebenen Grunds, mit Rasen und Reisholz bedeckt, oft zu wirklichen Schluchten sich vertiefend, in ihren geheimsten Winkeln tausend malerische Veduten bergen. Freilich haben wir es mit keiner Zeit zu thun wo Geschmack und Bildung die volle Würdigung all der reizenden Pracht lehrten, womit die Hand der Natur unsern Erdball bekleidet; und die einzigen Wesen, die diese verborgenen Waldtheile betraten, waren der Holzhauer, der Waidmann, überhaupt jene minder beglückten Individuen, die zwar, von Salvator Rosas Pinsel wiedergegeben, die malerische Schönheit solcher Scenen höchlich vermehren, wahrscheinlich aber sie um so weniger fühlen. Und doch wohnt im Menschenherzen ein angeborener Schönheitssinn, eine verborgene Sympathie, ein Einverständniß mit Allem was schön ist auf Erden. Diesem ihm unbewußten Gefühl müssen wir es zuschreiben, wenn wir unsern Mitbruder nicht für seine tägliche Wohnung, sondern auch für seinen vorübergehenden ja selbst für jenen lange dauernden Ruheplatz einen besonders anmuthigen Standort wählen sehen, gleichviel ob Zeitalter und Land zu den rohen gehören oder nicht.

Man fasse einen gewöhnlichen Dorfkirchhof ins Auge: zehn gegen eins, er steht auf dem malerischsten Punkte, der sich in der Nähe findet. In seinem freien Willen nicht beschränkt wird der Landmann fast immer, ohne recht zu wissen

warum, seine Hütte da aufschlagen, wo er etwas Schönes vor den Augen hat, und selbst der Hirt, wenn er seine Schafe hütet, ersteigt den überhängenden Fels und sieht hinaus in Gottes schöne Natur, die sich unter ihm ausbreitet.

Wir kehren zu der Stelle zurück, von der wir ausgegangen. Im Herzen eines tiefen Waldes wars, etwa zwanzig Meilen von der Stadt Löwen, daß ein Knabe, ungefähr zehn Jahre alt, schlafend am Rande eines kleinen Baches lag. Das Wasser bildete hier ein tiefes Baissin, indem es sich hart nebenan von einem hohen Felsen herabgestürzt, und rauschte dann so klar als eilig inmitten des grünen Rasens von dannen. Die alten Waldbäume hielten sich etwas ferne am Rande, als wollten sie den kleinen Wasserfall sich nach Herzenslust im Sonnenschein spiegeln lassen. Nur eine junge Esche, die sich aus eigener Machtvollkommenheit ganz nahe am Wasser angesiedelt, wiegte ihre Zweige über des Knaben Haupt und warf einen tanzenden Schleier, buntgewürfelt von Licht und Schatten, über Züge so schön als sie jemals ein Auge gesehen.

Etwa hundert Schritte von seinem Ruheplatze wand sich ein sandiger Weg durch die Fläche, im Hintergrund in den tiefern Waldtheilen verschwindend. Nicht so auf der andern Seite, wo der Charakter der Gegend offener war. Hier schlang sich der Weg an einem steilen, ziemlich hohen Hügel hinauf, in östlicher Richtung theilweise von einer natürlichen Brustwehr eingefaßt, die mit langen Reihen hoher überhängender Bäume besetzt war.

In geringer Entfernung führte eine kleine Steinbrücke, deren schadhafter Zustand die unbedeutende Frequenz der Straße bezeugte, über den Bach. Das Abendlicht ergoß seine vollen Strahlen über das Gesicht des Schläfers, über den Sturzbach zu seinen Häupten, über manch glitzernde Windung im Strom, und nachdem es zum Schluß die Epheubekleidung an der alten Brücke vergoldet, erstarb es allmählig im Dunkel der jenseitigen, dichten Waldmassen.

Der Anzug des Knaben paßte vollkommen zu der übrigen Scene, er bestand aus einem dunkelgrünen Mantel, um die Brust mit einem breiten Gürtel befestigt, und der gewöhnlichen langen, knapp anliegenden Hose jener Zeit. Im Gürtel stack Dolch und Messer, aber dem Haupte fehlte die Bedeckung, wenn wir die dichten, dunkelbraunen Ringellocken nicht für solche gelten lassen wollen. Und waren auch seine Kleider vom feinsten Stoffe, den die Webstühle Yperns liefern konnten, so kündigte doch ihr bestaubter, zerrissener Zustand Scenen der Drangsal, ja des Kampfs und Streits an.

Und noch lag er da, der Knabe, in dem ruhigen, tiefen, friedlichen Schlummer, den nur Jugend, Arbeit und Unschuld kennen. Sein Athem war so leicht, so leise, daß man die Gestalt für todt halten mochte, hätte nicht die Rosenfarbe der Gesundheit auf den Wangen das Gegentheil versichert. Kein Geräusch wirkte auf sein Ohr, obgleich, indem er so da lag ein wild-scheuer Hirsch aus dem Dickicht brach, sich am Bache zu laben, und plötzlich, an dem unerwarteten Anblick einer menschlichen Gestalt in dieser Ein-

samkeit stutzend, die langen Baumreihen hinabjagte. Nächstdem rauschten die Blätter über ihm und der Wind spielte mit seinen Locken wohl über eine halbe Stunde lang, ohne daß irgend ein lebendes Wesen seine Ruhe fürder gestört hätte. Zuletzt aber kamen auf dem entferntesten Punkte, wo der Weg den Hügel herabführte, einige sich bewegende Gegenstände zum Vorschein. Anfangs ließ sich nichts Bestimmtes unterscheiden, es war eine Masse, die sich den Hügel herabwälzte, eingehüllt in eine Staubwolke. Aber allmählig löste sie sich in bestimmte Theile auf und nahm die Gestalt eines Trupps Bewaffneter an. Es mochten zehn oder zwölfe seyn, und die Langsamkeit ihrer Bewegungen schien den bestandenen, tüchtigen Tagemarsch anzudeuten. Beim Herabsteigen hielten sie mehr als einmal an, wie es schien die Gegend ringsum ins Auge fassend, entweder in Betrachtung ihrer Schönheit verloren, oder ihres Weges nicht gewiß. Stets endeten diese Pausen mit einer vorrückenden Bewegung nach dem Punkte, den wir bereits beschrieben. Gerade als sie ihn erreicht, zogen sie den Zügel wieder an und es ward klar, daß Ungewißheit bezüglich des Wegs der Grund des öfteren Anhaltens gewesen.

„Meiner Treu, Herr Thibalt von Neufchatel,“ sagte der Eine, welcher den Andern etwas vorausritt, „für einen Marschall von Burgund wißt Ihr von Eures Gebieters Besitzungen blutwenig. Bei der heiligen Jungfrau, mich däucht Ihr seyd mit jeder Hochstraße, jedem Nebenweg in meiner armen Appanage Dauphiné besser bekannt. Wenigstens waren die ehrenwerthen Bürger von Vienne mit

dieser Behauptung gleich bei der Hand, wenn wir ihnen die Doppelkronen aus den Beuteln zu pressen suchten. Da hatten sie immer und immer die nämliche Geschichte zu erzählen, wie der Marschall von Burgund mit seinen Lanzen über sie gekommen und sie trocken gelegt habe wie Heu — kommend, man wußte nicht woher, und gehend man wußte nicht wohin.“

Der Sprechende war nicht nur in seinen besten Jahren, sondern noch in der ersten Hälfte jener Lebensperiode, die man das mittlere Alter nennt. Sein Gesicht hatte gerade nichts Schönes, seine Person eben so wenig, in Beiden fand sich nichts Auffallendes noch Gefälliges. Und doch wars unmöglich ihm gegenüber zu stehen, ohne die Gegenwart eines außerordentlichen Menschen zu fühlen, wenn man sich auch über den Grund keine Rechenschaft zu geben wußte. Sein ganzes Wesen drückte die augenscheinliche Gewohnheit des Befehlens aus und er sprach, als wüßte er daß man seinen Worten gehorchen müsse. Aber nicht genug: unter dem überhängenden Wetterdach der buschigen Brauen blitzte ein scharfes, graues Augenpaar hervor, voll arglistiger Spähkraft, stets auf der Lauer, die Gedanken dessen, den sie aufs Korn genommen, zu durchdringen, ehe Jenem seine Gefühle oder Motive mit einem schützenden Schleier zu verhüllen gelänge.

Die hohe, vorspringende aber schmale Stirne mochte dem Freunde der Physiognomik den scharfen, beobachtenden Verstand verrathen, mit einer dürftigen Phantasie gepaart, Aberglauben ohne Einbildungskraft, Talent ohne Geist,

Die schmalen, gepreßten Lippen, die festschließende Zahnreihe, der gekrümmte Zug von der Nüster zum Mundwinkel mochte ein grausames Gemüth andeuten, dem Wunden durch bittere Worte geschlagen kein geringeres Vergnügen machten, als der Anblick körperlicher Schmerzen. In vorliegender Periode seines Lebens war sein Anzug über die Maßen prächtig, aber sein Pferd bewies seine edle Abkunft durch einen Grad von Feuer und Leben, den die übrigen Vierfüßler der Gesellschaft nicht zu entwickeln vermochten, obzwar es heute denselben langen Tagmarsch wie sie zu bestehen gehabt hatte.

Der Reiter sprach die erwähnten Worte rückwärts gegen einen Herrn gewendet, der ein Paar Schritte hinter ihm zu seiner Rechten hielt. Es sollte ein gutmüthiger Scherz seyn, und demgemäß spiegelte sich ein Lächeln auf seinem Gesichte, das dieser Absicht zu entsprechen sich bemühte. Aber der natürliche Ausdruck der Züge mischte sich darein, und das Ganze nahm einen höhnischen Charakter an mit einem Vorherrschen des Widrigen über das Gefällige.

Inzwischen horchte der Angeredete mit ehrerbietiger Referenz. „In Wahrheit, gnädiger Herr," erwiederte er, „ich habe so selten in diesem Theile der herzoglichen Besitzungen verweilt, daß ich mit dem Wege weniger vertraut bin als mancher Laufbursche. In frühern Zeiten kannte ich freilich jeden Fußbreit Landes zwischen Brüssel und Tirlemont, aber Gott sey Dank, mein Gedächtniß ist kurz, und ich habe all das vergessen, so gewiß ich hoffe, gnädiger Herr,

daß auch Ihr gewisse Märsche in dem Dauphiné der Vergessenheit übergebt, die zu einer Zeit vorfielen, da der Dauphin Ludwig Burgunds Feind und nicht sein geehrter Gast war."

„Sie sind der Vergessenheit übergeben, Herr Marschall," versetzte der Dauphin, später berühmt als Ludwig der Eilfte, „und sollen ihr nie mehr entzogen werden, außer um mir zu zeigen, wie viel angenehmer es ist, den Herrn von Neufchatel zum Freunde zu haben als zum Feinde. Aber ums Himmels willen," setzte er plötzlich abbrechend hinzu, „ehe wir weiter ziehen, laßt uns von irgend Jemand den Weg erfragen, oder machen wir hier Halt und erwarten die fetten Genter Bürger, die wir am jenseitigen Ufer verließen."

Der Andere schüttelte den Kopf mit zweifelhaftem Lächeln und sagte: „es dürfte schwer seyn, fürchte ich, hier einen Führer zu finden, wenn uns nicht etwa Sanct Hubert oder sonst einer der guten Heiligen einen weißen Hirsch mit goldenem Band um den Nacken zu senden beliebt, daß er uns sicher nach Hause geleite, dergleichen nach den alten Legenden in frühern Zeiten zu geschehen pflegte."

„Die Heiligen haben Euer Gebet erhört, gnädiger Herr," rief einer von den Begleitern, der sich etwas links gehalten, doch nicht ferne genug, um das Gespräch der Beiden zu überhören. „Sie haben Euer Gebet erhört und hier ist der weiße Hirsch in Gestalt eines schönen Knaben im grünen Wamms." Damit wies er nach dem kleinen Wasserfall, wo der Knabe durch den Lärm der Stimmen

und das Pferdegetrappel aufgeweckt, sich erhoben hatte und die Reisenden mit ängstlichem Blicke, die Hand an den Dolch gelegt, fixirte.

„Wie Knabe," rief ihm der Dauphin, näher reitend, entgegen, „hältst Du uns etwa für Juden oder Banditen oder wilde Waldmänner, daß Du so ängstlich nach dem Messer greifst? Kannst Du uns sagen, wie weit wir nach Tirlemont haben?"

Der Knabe belugte den Trupp noch eine Weile, ehe er antwortete. „Wie kann ich wissen, ob Ihr Banditen seyd oder nicht?" sagte er endlich, „hab' ich doch Banditen in eben so feinen Kleidern gesehen. Wie weit es nach Tirlemont ist? So weit als nach Lüttich oder Namur."

„Dann bringen uns, so wahr ich lebe, Herr Marschall," sagte der Dauphin zu seinem Gefährten, „unsere Pferde diesen Abend nicht mehr hin. Was ist zu thun?"

„Wie heißt der nächste Ort, Stadt oder Dorf, Knabe?" fragte der Marschall von Burgund. „Sind wir gleich weit entfernt von Namur, Lüttich und Tirlemont, so müssen wir nahe bei Hannut seyn."

„Allerdings liegt Hannut zunächst," war die Antwort, „und doch ists ein zweistündiger Ritt mit müden Pferden."

„Wir versuchens," sagte der Marschall; dann wendete er sich zu dem Dauphin und fuhr fort: „der Besitzer von Schloß Hannut, gnädiger Herr, ob zwar Geschwisterkind mit dem niederträchtigen Herzoge von Geldern, ist ein so wackerer Edelmann als jemals lebte, und ich kann Euch einen guten Empfang voraussagen. Obgleich zu seiner Zeit

ein berühmter Soldat, hat er schon lange Lanze und Helm bei Seite gelegt, und tief vergraben in Studien, welche nach dem Ausspruche der Geistlichkeit fast übers Heilige gehen, bringt er seine Zeit in Einsamkeit zu, außer wenn irgend ein alter Freund seine Träumereien zu unterbrechen kommt. Solche Freiheit mag ich mir wohl nehmen. — Nun, Knabe, zeig' uns den Weg, hier ist ein Silberstück für Deine Mühe."

Der Knabe bückte sich nicht, die Münze aufzuheben, welche der Marschall ihm hingeworfen, sondern erwiederte lebhaft: „wenn mich einer hinter sich aufs Pferd nimmt, so zeig' ich Euch gerne den Weg, ja, ich bitt' Euch, edle Herrn, nehmt mich mit. Ich bin müde und allein, und muß die ganze Nacht im Walde bleiben, wenn Ihr es mir versagt."

„Aber kennst Du auch den Weg genügend, hübscher Knabe?" fragte der Dauphin, nochmals näher reitend und sich auf den Sattelbogen niederbückend, indem seine Stimme den Ausdruck erhöhten Wohlwollens annahm. „Du bist noch so jung, daß Du meines Bedünkens kaum mit allen Windungen eines solchen Waldes vertraut seyn kannst. So laß denn hören, ob Deine Kenntniß solcher Aufgabe gewachsen?"

„Gewiß ist sie das," antwortete der Knabe ohne Zaudern. „Der Weg ist so leicht zu finden, als ein Reihernest auf einem kahlen Baume. Man hat weiter nichts zu thun als der Richtung hier über die Brücke zu folgen; Ihr schlagt die beiden ersten Windungen rechts ein, nachher die zur Linken und nach zwei Stunden liegt das Schloß vor Euch."

„Ei," sagte der Dauphin, „ists nichts weiter als das?

Meiner Treu, dann können wir uns selber zurechtfinden. — Kommt, Herr Marschall, kommt!" und damit gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte über die Brücke.

Der Marschall von Burgund sah mit dem zögernden Blicke des Mitleids nach dem armen Knaben zurück, den sein vornehmer Gefährte so gefühllos behandelte. Da aber der Prinz vorwärts sprengte, den andern mit ungeduldigem Handwinken Eile empfehlend, so setzte er sich gleichfalls in Bewegung, doch nicht ohne dieses Benehmen, halb murrend, halb in Gedanken, einer strengen Kritik zu unterwerfen, die, laut erhoben, dem Prinzen kein sonderliches Vergnügen gemacht haben würde. Das Gefolge entfernte sich gleichfalls, und so blieb der Knabe allein, der ihnen mit glühender Wange und verbissener Lippe nachsah. Endlich rief er: „die schändlichen Verräther! Wahrhaftig alle Menschen sind Schurken, und doch macht es ihnen wenig Ehre, einen Knaben, wie mich, zu betrügen."

Der Zug entfernte sich in den Wald, und bald war dem Knaben der letzte Reiter aus den Augen, aber das schallende Gelächter, vom Winde zu seinem Ohr getragen, als schon von dem Trupp nichts mehr zu sehen war, gab ihm die peinliche Gewißheit, daß sie für seinen Zustand so viel als keine Theilnahme fühlten.

Er stand horchend, bis alles wieder still war, dann setzte er sich an den Rand des Baches, und sah müßig dem plätschernden Gewässer zu, das an ihm vorüber eilte, während der Strom seiner Gedanken einen ebenso reißenden und stürmischen Lauf nahm. Das Bild mancher peinlichen

Scene, manch schwerer Sorge, wie sie die Kindheit nur selten kennt, schwebte seinem innern Blicke vorüber, seine Augen füllten sich, Thräne an Thräne rollte die Wangen herab, und er warf sich zuletzt auf den Boden, das Gesicht ins hohe Gras versteckend, und schluchzte als wenn ihm das Herz brechen wollte.

Er lag noch nicht lange, als eine schwere Hand, nachdrücklich seine Schulter berührend, ihn veranlaßte sich umzusehen. Zwar war das Gesicht, das sich ihm darbot, nichts weniger als einnehmend, und doch ließe sich der freudeglühende Blick, der plötzlich mitten durch die Thränen aus seinen Augen brach, nur mit Mühe beschreiben. Ein breitschultriger Mann stand vor ihm, von mittlerer Größe, mit langen sehnigen Armen und einer Brust, die einem Gebirgsstier anzugehören schien. Dem Alter nach mochte er den Vierzigen nicht mehr ferne seyn, und sein in frühern Tagen nicht unebenes Gesicht — eine nur noch vom lichtbraunen Haar und dem klaren, blauen Auge bezeugte Thatsache — näherte sich bezüglich des Teints der Mahagonyfarbe, was wir ohne Anstand auf Rechnung der unausgesetzten Einwirkungen der Sommersonne und Winterkälte setzen dürfen. Aber dieß Gesicht besaß den Ausdruck kühner Tapferkeit, gemildert, fast dürfte man sagen gereinigt, durch ein offenes, gutmüthiges Lächeln, das nicht ohne einen Beischmack drolligen Humors war. Seine Kleidung kündigte einen jener unstäten Marssöhne an, denen der Krieg in der oder jener Gestalt zum nie versiegenden Gewerbe diente. Wir haben von dieser Classe später noch mehr zu sagen, und begnügen

uns vorläufig mit der Bemerkung, daß sie in Folge der Mißbräuche des Feudalsystems, der beständigen Fehden unter den Häuptlingen und des langen, verheerenden Kriegs zwischen Frankreich und England in jedem Theil Europas fast zu zahlreich geworden war. Zwar steckte der Mann nicht vom Kopf bis zur Ferse in kaltem Eisen, wie dieß bei Rittern und Reisigen der Fall, wenn sie zu Felde zogen, doch hing genug alter Stahl in der Eigenschaft von Angriffs- und Vertheidigungswaffen an seiner Person, um kund zu thun, daß harte Streiche seine vorzüglichste Handelswaare.

Wie gesagt legte er die breite, behaarte Hand fest und vertraulich dem Knaben auf die Schulter und der Ausdruck auf dem Gesichte des jungen Wanderers, als er, emporschauend, Jenen erkannte, bürgte nicht nur für ein früheres, freundschaftliches Verhältniß, sondern auch dafür, daß das Widersehen ebenso unerwartet als erfreulich war.

„Matthias Gournay!“ rief der Knabe, „seyd Ihrs wirklich, guter Matthias Gournay? Ach, daß Ihr nicht bälder gekommen! Mit Euren fünfzig Lanzen mochten wir das Schloß halten, bis uns die Truppen von Utrecht entsetzten. Nun ist alles verloren, das Schloß genommen, mein Vater —“

„Ich weiß es, weiß alles, Junker Hugh,“ unterbrach ihn der Soldat, „weiß es besser als das Vaterunser. Schlimme Botschaft ist flüchtiger als Schwalbenflug, und so weiß ichs und noch ein gut Theil mehr als Ihr. Ihr fragt, warum ich Euch nicht zu Hülfe kam? Bei unserer Frauen, aus dem

einfachsten Grunde von der Welt — weil ich nicht konnte. Ich lag nach Rattenart in der Falle, vier Steinmauern rund um mich her in der Stadt Lüttich. Herzog Philipp bekam nämlich Wind, wie sehr es mich juckte, Euch zu helfen, er ging dem alten Bischof so lange um den Bart herum, bis dieser — möge sein Schädel dafür büßen! uns einen Hinterhalt legte von hundert Reitern. Was wollt Ihr mehr? Wir fochten wie die Teufel, waren aber der überlegenen Macht nicht gewachsen. Meine tapfern Bursche blieben auf dem Platze oder wurden zerstreut, ich selbst, an einen Fels gelehnt, sechs feindliche Speere auf mich gezückt sehend — dergleichen Röstgabeln waren mir immer zuwider — ließ mir endlich ein Logis im Lütticher Stadtthurme gefallen."

„Aber wie kamt Ihr heraus?" fragte der Knabe. „Ließen sie Euch gutwillig ziehen?"

„Das nicht," war die Antwort, „sie gaben mir kalt Wasser und hart Brod und schwuren Tag für Tag meinen Kopf überm Stadtthor aufzustecken zum warnenden Exempel für alle Marodeure, wie sie mich nannten. Aber darin zeigten sie sich als einfältige Spießbürger, daß sie mir den freien Gebrauch meiner Arme ließen, und so gelang es mir bald die Eisenstäbe vor den Fenstern loszumachen. Dann wagt' ich einen Sprung von dreißig Fuß, schwamm über den Graben, erklimmte die Mauer und hier bin ich nun im Hannuter Walde. Und zwar bin ich auch nicht allein hier, Junker Hugh, sondern habe schon wieder einen Theil meiner alten Kameraden um mich gesammelt, und hoffe in Kurzem

eine bessere Bande zu haben als je. Auch der alte Seneschal vom Schlosse ist bei uns, und von ihm erfuhren wir alle die Hiobsposten. Aber wußte er auch von nichts zu sagen als von Mord und Todschlag und Lebendigschinden, und vermaß er sich hoch und theuer, daß außer ihm alles im Schlosse zu Schanden gegangen, so hört' ich doch das alte Köhlerweib in der Hütte im Walde so was davon munkeln, daß Ihr entkommen, und wohin Ihr Euch geflüchtet. Nun dacht' ich zu Fuß und allein möchtet Ihr eines Pferds und anderer Hülfe bedürftig seyn, und so ging ich Eurer Fährte nach bis hieher. Euer Vater erwies sich in Zeiten der Noth immer als mein Freund und so will ich Euch beistehen, Junker Hugh, so lange ich noch eine Hand für mein Schwert, oder ein Schwert für meine Hand habe."

„Horch!" rief der Knabe, indem der andere noch sprach, „ein Jagdhorn auf dem Hügel; es sind des Herzogs Mordgesellen, die mich verfolgen."

„Ein Jagdhorn?" sagte der Soldat, „Ihr wollt sagen ein Kuhhorn vom Schweinhirten geblasen. Solch ein Schall entwand sich wohl nie einem Jagdhorn des Herzogs, das Mittelding zwischen dem Wimmern eines Blasebalgs in der Schmiede und dem Grunzen eines Schweins. Doch hier kommen sie," fuhr er fort, „wahrhaftig Lanzen und Zugehör, so gewiß ich lebe. Wir müssen uns verstecken, Hugh! Schnell — die Hand her, Knabe — sie kommen herab, einherhottelnd wie eine Heerde Damhirsche."

Mit diesen Worten sprang er die Felswand hinauf, über die sich die erwähnte Cascade stürzte; dabei half, oder

besser gesagt, zog er seinen jungen Gefährten sich nach, und zwar mit einem Griff, dem nur ein bedeutend Gewicht widerstehen mochte. Eine Weile hielten sie auf der Felsspitze, die Ankömmlinge nochmals ins Auge zu fassen, dann verschwanden sie unter dem hohen Gesträuch und verschlungenen Buschholz, das den Seiten der geschlängelten Vertiefung, welche der Bach vor seinem Fall durchwanderte, zur Bekleidung diente.

Zweites Kapitel.

Die Parthei, deren Nahen der Unterhaltung Matthias Gourneys mit seinem jungen Gefährten ein Ende gemacht, hatte bald die kleine, offene Waldfläche erreicht, von wo sie jene Beiden vertrieben, und da sie hier zum erstenmal dem Bach begegnete, so hielt sie einen Augenblick an ihre Pferde zu tränken. Haltung und Aeußeres stimmte vollkommen zu dem eigenthümlichen Hörnerklange, der vom Hügel herübergedrungen, denn wars auch ein martialisches Instrument, so wußte ihm der Virtuose doch nichts weniger als militätärische Töne zu entlocken, und troz aller Schwerter und Lanzen, Helme und Brustplatten, womit sie im Ueberfluß versehen, war kaum Einer unter dem ganzen Haufen, der nicht eine gewisse Rundlichkeit der Figur zur Schau trug, verbunden mit einer gewissen Nachläßigkeit in der Haltung, Beide mehr für Pelzröcke und Mützen à la Mortier berechnet, als für Militärpferde und funkelnde Waffen.

Fast wäre der Erste, der ans Wasser gelangte, vom Pferde gestürzt, als das Thier plötzlich den Hals nach unten bog um zu saufen. Es bedurfte längere Zeit, ehe er sich wieder so weit zurecht gefunden, um in der begonnenen Erzählung, die er einem seiner Gefährten zum Besten gab, fortfahren zu können. Dieser drang lebhaft auf den Schluß, so daß man wohl sehen konnte, sie müsse für ihn bedeutendes Interesse haben.

„Ach, Meister Nicolas!“ rief der verlegene Reitersmann, „laßt mich nur zuerst auf meinem Stuhl zurechtkommen — Sattel wollt' ich sagen. Gott verzeihe mir, das verd— Thier hat mir den Zaum aus der Hand gezerrt. — Oh, oh! Bernhard, gewiß brauchte es so ungeheuren Kopfneigens nicht um saufen zu können.“ Indem er noch sprach, setzte er sich durch eine langsame, vorsichtige Bewegung, nicht unähnlich der, womit sich ein Kind dem Sperlinge nähert, um das schwierige Manövre des Salzstreuens auf dessen Schwanz zu Stande zu bringen, wieder in den Besitz des Zügels, den er über der unvermutheten Kopfbewegung verloren, und nun fuhr er in seiner Erzählung fort, jedoch unter Einmischung gelegentlicher Standreden an das Pferd, etwa in folgender Weise:

„Nun gut, wo blieb ich, verehrter Meister Nicolas? — Ja, ich wollte gerade sagen — oh! Mähre, sag ich, der Teufel steckt in Dir, willst Du mich mit Gewalt im Bache haben? — Ja, ich wollte sagen, daß nach der Einnahme des Schlosses, als alles über die Klinge springen mußte, selbst der arme Knabe Hugh, was, wie ich höre, dem Her-

zoge sehr leid thut — ruhig Bernhard, den Kopf in die Höhe — Graf Adolph durch eine Hinterthür entfloh und nun gefangen ist in —"

„Gott bewahre, Meister Martin, Ihr sagtet ja, sie mußten alle über die Klinge springen," unterbrach ihn einer aus dem Haufen.

„Vergeßt nicht, was die Doctoren sagen," erwiederte der Andere, „nämlich, daß es keine Regel gibt ohne Ausnahme. Alles wurde niedergehauen, was nicht entkam, und die letztere Classe bestand einzig aus Graf Adolph und seinem Pferde, denn diese beiden machten sich zusammen davon, der Eine auf dem andern. Thor, der er war sich einem Pferderücken anzuvertrauen! 'S war sein Verderben, sein Ruin!"

„Wie so?" fragte Meister Nicolas, „warf ihn das Pferd ab und brach er den Hals? ich meine, Ihr sagtet so eben, er lebe und sey gefangen."

„So sagt' ich auch," war die Antwort. „Und doch schlug der Ritt zu seinem Verderben aus, denn kam er auch sicher davon, so mußte er doch bei der Brücke unterhalb Namur anhalten und Brückengeld * bezahlen für sein Thier. Hätte er kein Pferd gehabt, wäre er unangefochten hinüber gekommen. Ein Priester, der gerade mit dem Zöllner

* Nach Philipp von Comines, der diese Anekdote ungefähr in denselben Ausdrücken erzählt, wäre die Thatsache mehrere Jahre später vorgefallen. Aber nach der Zeit zu schließen, die Herzog Adolph von Geldern, hier Graf Adolph genannt, vom Herzoge von Burgund in Haft gehalten ward, dürfte der Anfang seiner Gefangenschaft hier chronologisch richtig angegeben seyn.

sprach, erkannte ihn; er ward auf der Stelle ergriffen und in Thurm gesteckt."

„Da fällt meines Bedünkens die Schuld mehr auf den Priester als das Pferd," erwiederte Meister Nicolas, „aber wer immer ihn verrieth, der Stadt Gent haben sie einen schlimmen Streich gespielt. Mit seiner Hülfe und mit Hülfe der guten Leute von Geldern und der würdigen Utrechter Bürger mochten wir dem übermüthigen Herzoge die Stange halten und unsere Rechte tropfenweise aus ihm herauspressen, wie Wasser aus dem Schwamme."

„Das weiß der liebe Himmel!" erwiederte Martin Fruse, der ehrsame Genter Bürger, an den die Rede gerichtet war. „Das weiß der liebe Himmel! wohl ists ein feines Ding um unsere Privilegien, aber meines Bedünkens lebten wir recht behaglich in der guten alten Stadt, ehe sich irgend ein Streit über Privilegien entspann. Auch weiß ich, daß es seither mit unserem Glück zu Ende ging, wie ich denn wochenlang im Bügel bleiben mußte, eine Sünde, wofür mein Fleisch und meine Haut täglich Pönitenz thun, was die Chirurgen in Namur bezeugen könnten, wenn sie wollten. Und doch muß man nun einmal patriotisch seyn, und ich wollte nicht murren — wenn nur das Thier sein Saufen aufgäbe, wozu es aber keine Lust zu haben scheint, bis eins von uns, es oder ich, todt zur Erde sinkt. Da Roßbube, drücke ihm die Nüstern aus dem Pfuhl, ich kanns so wenig von der Stelle bringen, als das Rathhaus."

In Kurzem sollte der ehrenwerthe Bürger der Verlegenheit überhoben seyn, das Pferd zog seines Wegs, den

andern voraus, und der ganze Haufe setzte sich in Bewegung mit Dienern und Gefolge. Augenscheinlich war dem Martin Fruse die Ehre der Zugführung überlassen, eine Auszeichnung, die er mehr seinem Reichthum und guten Namen, als überlegenem Witze, großem Verstande, energischer Thätigkeit oder sonstigen, einem Volksleiter zukommenden Eigenschaften zu verdanken haben mochte. Er war ein ehrlicher, dabei etwas leichtgläubiger Mann, besonders wenn man seine Eitelkeit und seine hohe Meinung von seinen politischen Fähigkeiten ins Spiel zu ziehen wußte; aber sein Geist war weder kräftig, noch sein Verstand scharf, wenn auch zeitweise der angeborene Sinn für Recht und der Haß gegen Ungerechtigkeit seinen Handlungen Energie und seinen Worten Beredtsamkeit verlieh.

Unter seinen Begleitern befanden sich ein Paar Geister von höherer Weihe, die ohne seine reinen Absichten und wohlwollende Gesinnung ihm an Talent, Kraft und Thätigkeit um Vieles überlegen waren. So unruhig übrigens die damalige Bürgerschaft von Gent durch Neigung und Gewohnheit war, besaßen doch nur Wenige große, umfassende Ansichten, gleichviel ob es die Sicherung der Rechte und Freiheiten ihrer Stadt, oder die systematische Verfolgung persönlichen Ehrgeizes galt. Sie begnügten sich mit gelegenheitlichen Aufständen oder mit vorübergehenden Allianzen mit dem oder jenem Staate, der oder jener Stadt in den Niederlanden, denn es gehörte zu den Seltenheiten, wenn sich irgend eine der letztern längere Zeit ohne offene Empörung mit ihren Statthaltern vertrug.

Einen der Begleiter des guten Martin Fruse dürfen wir nicht unerwähnt lassen, denn spielte er dazumal noch keine Hauptrolle, so übte er doch in spätern Jahren bedeutenden Einfluß auf die Geschicke seines Landes. Er war zur Zeit unserer Erzählung ein kühner, tapferer, hochgesinnter Knabe, nicht unähnlich unserem Schläfer am Wasserfall, obzwar vielleicht zwei bis drei Jahre älter. Für sein Alter kräftig und wohlproportionirt ritt er einen wilden, jungen, spanischen Klepper, den er trotz seines unbändigen Feuers vollkommen in seiner Gewalt hatte. Die Art und Weise, wie er das edle Thier zu entflammen wußte, ihm dann den Zügel schießen ließ, daß es allen andern in stürmischer Eile vorauseilte, als wäre es völlig unlenkbar geworden, wie er es dann plötzlich mit dem Lächeln des Triumphs wieder bändigte, ließ nicht ohne Grund auf einen seiner Herrscherkraft sich bewußten, ehrgeizigen, um den Ausgang unbekümmerten Geist schließen. Wie dieser Charakter später durch die Umstände modificirt ward, wird sich im Verlauf unserer Geschichte das Nähere ergeben.

Mittlerweile begleiten wir unsere Bürgerschaar auf ihrem Ritte durch den Wald. Sie hatten allerlei unter sich abzumachen wie sie den Umfang ihrer Intriguen mit Adolph von Geldern und den empörten Utrechtern vor dem Herzoge von Burgund geheim halten, sich über diejenigen Punkte, die ihm zu Ohren gekommen, entschuldigen und seinen Zorn durch Geschenke und Unterwürfigkeit besänftigen wollten. Natürlich hatten sie vor ihrer Erscheinung am Hoflager sich vor allen Dingen des kriegerischen Anzugs zu entäußern,

den sie seit dem Augenblicke, da sie ihre sanguinischen Hoffnungen auf eine erfolgreiche Revolte gesetzt, zur Schau getragen. Zu diesem Ende wollten sie die Hochstraße nach Brüssel und Löwen meiden, und, vollkommen vertraut mit der Gegend, die sie zu passiren hatten, wandten sie sich nach einem halbstündigen Ritte links und stachelten ihre Rosse, um vor dem Anbruch der Nacht, der nicht mehr ferne war, zum Wald hinaus zu kommen.

Aber es war ein beschwerlicher Weg, sehr steinig und voller Geleise, an einigen Stellen mit Gebüsch überwachsen, an andern durch steile Schluchten unterbrochen. Bald zog er sich so jählings in die Tiefe, daß langsames Vorrücken zur absoluten Nothwendigkeit ward, wollten unsere Reisenden nicht gar den Hals aufs Spiel setzen; bald führte er umgekehrt eine so steile Höhe hinauf, daß Peitsche und Sporn vergebens applizirt wurden.

Indem sie solcherweise äußerst langsam vorwärts gelangten, verkündete die glänzende Rosenfarbe der Wolken über ihnen den Untergang der Sonne. Augenblicklich wurde das Roth dunkler und dunkler, bis es in ein völliges Grün überging, aber auch das Tageslicht wurde immer schwächer und wenige Minuten später breitete die Nacht ihre bleischweren Flügel über die Erde, während unsere Reisenden wenigstens noch anderthalb Meilen Waldgrund vor sich hatten.

Doch war die Dunkelheit nicht so groß, daß sie ihren Weg nicht mehr finden oder die Gegenstände umher nicht unterscheiden konnten. Freilich nahmen nun die dichten Massen und langen, dunkeln Waldalleen eine mysteriöse Art

von Größe an, die Felsen glichen Thürmen und Burgen, und in den Augen der minder Besorgten verwandelte sich mancher Baum in einen bewaffneten Mann.

Nachdem sie in solchem Zustande eine halbe Stunde lang fürbaß gezogen — gerade die rechte Zeit jede Art von Besorgnissen aufs Aeußerste zu steigern, aber nicht lange genug unsre Helden mit den Schrecken der Finsterniß vertraut zu machen, senkte sich der Weg in eine bedeutende Tiefe. Da sich kaum Einer unter ihnen befand, der nicht in diesem Augenblicke die tausend damals nur allzuwahren Raub-, Mord- und Freibeuter-Geschichten in seinem Gedächtniß recapitulirte, so war der Anblick dieses Höllenschlundes keineswegs geeignet ihre Angst, ob gegründet oder nicht, zu beschwichtigen. Freilich war die Stelle nicht dunkler, als die bisherige Straße, im Gegentheil fand das bischen Licht, das noch am Himmel weilte, seinen Weg leichter in diese mit spärlichen, minder hohen Bäumen besetzte Thaltiefe, als zu der frühern, engen, zu beiden Seiten mit hohen überhängenden Buchen besetzten Passage. Dagegen war das Thal, falls wir der Vertiefung diesen Namen geben dürfen, mit dichtem obzwar niedrigem Gesträuche bewachsen, und es bot sich kein anderer Ausgang als mittelst Ersteigens der steilen Höhen, die es auf jeder Seite umgaben. Im Mittelpunkte befand sich ein kleines Stück Ebene, etwa hundert Schritte im Durchmesser haltend, und gerade als die Gesellschaft diesen Punkt erreicht, veranlaßte ein laut und in befehlendem Tone ausgesprochenes „Halt!“ Jeden plötzlich mit etwas scheuem Gehorsam den Zügel anzuziehen,

obwohl Keiner zu sagen wußte, von wem das Commandowort herrührte.

Die Sache sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Eine dunkle Gestalt glitt aus einem der Sträuche hervor über ihren Pfad, ein halb Dutzend anderer folgte, und der Glanz des schwachen Lichts auf verschiedenen Stücken polirten Eisens wies zur Genüge aus, daß es an Waffen nicht fehlte, dem peremptorischen Befehl nöthigenfalls mit Gewalt Gehorsam zu verschaffen.

Da der Wegelagerer nur Wenige zu seyn schienen, ermunterte einer der kriegerischsten unter den Bürgern seine Gefährten zum Widerstande. Aber sein Heldenmuth nahm ein schnelles Ende, als ein langer Arm aus dem nächsten Busche seinen Schultern einen dicken Prägel aus Leibeskräften anprobirte. Schützte ihn auch der Küraß vor einer ernsten Verletzung, so warf ihn der Schlag dennoch auf den Hals des Pferdes, daß es einen Klang gab nicht unähnlich dem, wann ein leerer Kessel den schmutzigen Händen des Kochs entfällt. Nun waren alle einer Meinung, nemlich der, daß aller Widerstand fruchtlos wäre gegen solch unsichtbare Feinde, und zwar um so mehr, als die Zahl der Sichtbaren jeden Augenblick sich mehrte, und der ehrenwerthe Martin Fruse bahnte den Weg zu einer mannhaften Uebergabe mit der demüthigen Bitte, gerichtet an die Herren des Waldes: „Sie möchten ihrer um Gotteswillen schonen!“

„Herunter von den Pferden und zwar insgesammt,“ rief die Baßstimme, die ihnen „Halt!“ befohlen, „wir wollen dann sehen, aus welchem Stoff ihr gemacht seyd.“

Die Bürger eilten zu gehorchen, und in dem Schreck, der ein ganz allgemeiner geworden, nahmen sie gar sonderbare Stellungen an. Besonders auffallend war die Art und Weise wie sie, bald auf diese, bald auf jener Seite, von den Pferden purzelten um dem erhaltenen Befehl schleunigst unterthänige Folge zu leisten. In der allgemeinen Verwirrung und Unordnung schien nur Einer von der ganzen Parthie seiner Sinne vollkommen Meister zu seyn, und zwar kein Anderer, als der schon erwähnte Knabe, der, eine Lücke in den Reihen der Gegner benützend, einer Oeffnung im Walde zueilte und beinahe entkommen wäre. Aber es war zu spät um einen einzigen Augenblick, ein starker Arm fiel ihm in den Zaum, ehe er sich völlig durchgeschlagen, und der leichte Klepper, plötzlich auf die Häcken geworfen, glitt auf dem grünen Rasen aus und fiel mit seinem jungen Reiter zu Boden.

„Meiner Treu!“ sagte der Mann, der ihn so überlistet, „Du bist ein kühner, junger Aufschößling, aber Du mußt mit mir zurück, mein Bursche.“ Damit hob er ihn sanft vom Boden auf und führte ihn zu den andern.

Die Bürger und ihr Gefolge — in Allem ungefähr zehn Personen — wurden nun von den namenlosen Herren, in deren Hände sie gefallen, der Angriffs- und Schutzwaffen entkleidet. Die unangenehme Feierlichkeit ward übrigens ohne einen mißliebigen Vorfall zu Ende gebracht, und obgleich keine Spur von Widersetzlichkeit zum Vorschein kam, enthielten sich dennoch die Sieger mit wahrhaft wunderbarer Nachsicht einer Untersuchung der Taschen oder der Nach-

frage nach anderem Metall als kaltem Eisen. Nach beendigtem Acte, als die ehrlichen Genterbürger, auf Hosen und Jacke beschränkt, ganz passiv da standen in schweigender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten — nicht unähnlich einer Heerde Schafe, die der Schäferhund in eine Gartenecke getrieben — ließ sich derselbe baßstimmige Herr, der bisher den Führer der Feinde gemacht, in spöttischem Tone also vernehmen: „Nun, meine Herren, sagt mir aufrichtig und ohne Hehl, wünscht Ihr den freien Gebrauch Eurer Hände und Füße fürder zu behalten, oder soll man Euch die Handgelenke mit Stricken zusammenziehen, bis das Blut zu den Nägeln herausbricht, und mit derselben Garnitur Eure Fußknöchel schmücken?“

Die Antwort läßt sich denken, und der Unbekannte fuhr in derselben höhnischen Weise fort: „Nun gut, so schwört mir bei Allem, was Euch heilig und theuer — aber halt! Zuerst sagt mir, wer und was ihr seyd, daß ich die Eidesformel darnach abfassen kann. Hält doch Jeder in dieser Welt für heilig und theuer, was seinem Nachbar thöricht und unwerth deucht.“

„Wir sind arme, unglückliche Genterbürger,“ erwiederte Martin Kruse, der, obzwar anfangs auf eine Weise erschrocken, die ans Unwürdige gränzte, nunmehr einen Theil seiner Fassung wieder gewonnen hatte, „wir sind arme, unglückliche Genterbürger, die sich durch eitle Hoffnungen eines unbedeutenden Gewinns für uns und unsere gute Stadt zu diesem Ritt verleiten ließen. Ach, und aber Ach! daß ehrliche, nüchterne Leute sich überreden lassen ihre Beine

solch galoppirenden, unsichern, verrätherischen Thieren anzuvertrauen."

„Ha ha ha!" rief der Mann, der ihn angeredet, „bei meinem Leben unter Schwert und Dolch, der gute Martin Kruse, der von Namur kommt. Nun wohl, Martin, der Eid, den ich Dir auferlege, ist, daß Du, bei all Deinen Hoffnungen auf eine Erndte vollwichtiger Goldstücke, bei aller Verehrung für Seidenzeuge, Pelzwerk und extrafeine Stoffe, bei Deiner Dankbarkeit für den Webstuhl und das Schiffchen, bei Deiner ganz besonders respektvollen Neigung für ein feines Vließ englischer Schafwolle keinen Entweichungsversuch machst, bis ich nach festgesetzter Ranzion Dich entlasse."

Martin Kruse leistete gar gerne den vorgeschriebenen Eid, bis ins Innerste dankbar für diese Herzenserleichterung, obzwar er bei Erwähnung des Lösegeldes, dieses übeln Omens für die zu Hause gelassenen Goldhaufen, sich einer Anwandlung von Zittern nicht erwehren konnte. Die Andern folgten seinem Beispiel und schwuren einen ähnlichen Eid, als aber die Reihe an den Knaben kam, änderte sich die Gestalt der Dinge. Dieser entgegnete keck: „Von Kleidern und Pelzwerk weiß ich weiter nichts, als daß sie mir zur Bedeckung dienen und einen solchen Waarenlagereid leist' ich nicht, wärs auch dem besten Mann zulieb, der jemals ein Schwert gezogen."

„Wie, Herr Gelbschnabel!" rief Martin Kruse, „bist Du nicht mein Neffe Albert Moriz? Leg' den Eid ab, den

der Herr verlangt, Bursch, und sey zufrieden, daß er Dir das junge Narrenhaupt stehen läßt."

„Auf meine Ehre will ich schwören, Oheim," war die Antwort, „nie aber auf Kleider und Güter, denn ein solch Gelübde würde mich nur wenig binden."

„Schon gut, Deine Ehre thut's," sagte der Führer der Bande. „Meiner Treu, ich denke, wir müssen Dich hier behalten und einen Soldaten aus Dir machen, ohne Zweifel bist Du der hohen Ehre nicht werth ein Genter Bürger zu werden."

Der höhnische Ton, welcher diese Worte begleitete, drückte das allgemeine Gefühl der Verachtung aus, womit die Soldaten jener Zeit auf die friedlichen Lebensbeschäftigungen herabsahen. Benahmen sie sich irgend einmal freundlich gegen den Bürger — und das war damals kein ganz seltener Fall — so geschah es einzig aus einem Gefühl, das mit dem Mitleid nahe verwandt war. Sie sahen auf den Bürger herab als auf ein untergeordnetes Wesen, dessen Hülflosigkeit einigen Anspruch auf ihren Edelmuth hatte, und wahrscheinlich war es diesem Gefühl zuzuschreiben, daß die Freibeuter ihre Gefangenen äußerst mild und nachsichtig in Reihe und Glied stellten und von der Hochstraße hinweg, wo eine zufällige Störung nicht zu den unmöglichen, wenn auch nicht gerade wahrscheinlichen Dingen gehörte, in die tiefern, vollkommener Einsamkeit und Stille geweihten Waldtheile geleiteten.

Das Letztere war nicht ganz im Geschmacke des guten Martin Kruse, und wagte er auch keine Opposition, so ließ

er doch, auf solche Weise mit seinen Gefährten von sechzehn bis siebzehn gesetzlosen Männern in die Mitte genommen, voll Angst und Zittern seine Augen über die dunkeln Waldmassen und langen, tiefen Alleen gleiten, worin nicht das Geringste zu unterscheiden war. Ebenso wenig vermochte ihn der Anblick der wilden, nackten Felsen zu trösten, die da und dort ihre Baum- und Buschbekleidung durchbrachen und, den Wolken zugekehrt, die ersten Strahlen des aufgehenden Mondes auffingen, während dieser den Wanderern im Forste drunten unsichtbar blieb.

Kruses Geschmack war die Scene fast gar zu erhaben und malerisch, und er konnte sich auf seinem unfreiwilligen Gange des Gedankens nicht erwehren, wie vortrefflich sich die Stelle zu Begehung eines Mords in völliger Sicherheit vor Entdeckung eignete. Nun sah er, die Scene weiter ausmalend, seinen Leib hingeworfen unter den grünen Waldbäumen als Beute für die Raben und Zielscheibe den winterlichen Stürmen, und sein Herz schmolz vom zartesten Mitleid mit sich selbst, wenn er bedachte wie alle die guten Genter Gesellen in spätern Jahren die unglückliche Geschichte erzählen würden vom ehrenwerthen Martin Kruse, und wie der ermordet ward im Hannuter Walde. Zu Vollendung des Bildes ließ er es an passender Staffage nicht fehlen, die Mähr ward beim Kohlenfeuer in Mitte eines kalten Winterabends zum Besten gegeben, und zwar, damit es an erwünschter Aufmerksamkeit nicht fehle, den entsetzten Ohren eines zufälligen Gasts.

Das traurige Bild über sein eigen Schicksal rührte ihn fast zu Thränen, aber ehe es dahin kam schlug ein fernes Wiehern an sein Ohr. Die Pferde der Gefangenen, welche von den Räubern nachgeführt wurden, faßten den Schall auf und beantworteten ihn auf dieselbe Weise, und wenige Minuten später erhob sich eine helle Flamme unter den Bäumen, die sich bald als Wachfeuer präsentirte, an dessen Seite ein Vogel von dem nämlichen Gefieder wie die übrigen Buschklepper schlafend lag. Bei ihrer Ankunft fuhr er in die Höhe, und Martin Fruse erkannte an den gegenseitigen Beglückwünschungen, daß eine Parthie Genter Bürger in den Augen der Waldgebieter als reicher Fang galt. Freilich hätte er seinen eigenen Werth gern etwas niedriger taxirt gesehen, aber der Anblick des Feuers erfreute sein Herz, und als bald darauf ein Packpferd, das die guten Bürger mitgebracht, hergeführt und seiner Bürde entledigt wurde, erzeugten die mancherlei Mundvorräthe, der Reihe nach ins Gras gelegt, gemüthlichere Ideen im Gehirn des Bürgers, als ihn auf seinem Wege durch den Wald begleitet hatten. Allerdings wurde seine heitere Stimmung eine Weile getrübt durch die Besorgnisse, die Sieger möchten sich den Inhalt der Körbe zu Gemüthe führen ohne den Ureigenthümern irgend eine Quote zuzuweisen, allein auch darüber ward er in Bälde beruhigt. Die Gefangenen durften am Feuer Platz nehmen und wurden gastfreundlich zum Mitgenuß aller der guten Dinge eingeladen, und nun kannte Martin Fruses Herzensfreude keine Gränzen mehr. Der Räuberstand gewann in seinen Augen eine Würde und Weihe, die er nie

zuvor besessen, der gute Bürger schöpfte aus dem fetten, kalten Kapaunen und vortrefflichen Wein sowohl gegenwärtiges Labsal als den Vorschmack künftiger gütiger Behandlung, er überließ sich der Freude und begann die Gesichter seiner neuen Kameraden mit allen Zeichen innigen Wohlgefallens zu betrachten.

Drittes Kapitel.

Wir verlassen den ehrenwerthen Bürger und seine Gefährten im Walde und verlegen die Scene in das Innere eines Ritterschlosses jener Zeit. Zuerst geleiten wir den Leser in ein ziemlich kleines Gemach, das, in einem hohen viereckigen Seitenthurme des Schlosses Hannut gelegen, genau dieselbe Form wie die Außenseite darbot. Doch nahm es nicht den ganzen Umfang des Thurms ein, denn die westliche Seite des letztern bildete das Stiegenhaus, das aber freilich keinen großen Raum in Anspruch nahm. Die Einrichtung war ziemlich einfach, bestehend in ein Paar breiten Stühlen von kohlschwarzem Eichenholz, deren senkrechte Lehnen von fast gigantischer Höhe mit tausend zierlich geschnitzten Arabesken bedeckt waren, zwei bis drei andern Stühlen ohne Lehnen, und einer silbernen Lampe, mittelst einer dicken Messingkette an einem Plafond befestigt, der durch das Zusammenlaufen mehrerer gewölbten Bogen die Form eines Zeltes hatte. Zur Seite des Gemachs befand sich ein kleines schwarzes Kabinet oder Closet mit geöffneter

Thüre, durch die man eine für jene Zeit sehr kostbare Bibliothek erblickte, die etwa vierzig Bände Manuscripte, alle prachtvoll in scharlachrothen Sammet gebunden, enthielt. Fast hätten wir die feine alte Tapete vergessen, die das Zimmer schmückte, das interessanteste Meubel war aber wohl ein Tisch mit einem Lesepult von dunklem Holz, worauf die breiten Pergamentblätter eines reich bemalten Manuscriptes aufgeschlagen lagen. Der Tisch stand unmittelbar unter der erwähnten Lampe, die ein helles aber flackerndes Licht auf die Seiten des Buchs warf. Der leerstehende Stuhl daneben schien anzudeuten, daß die Lectüre erst kürzlich aufgegeben worden.

Nun stand der Mann, welcher in jenem Studium begriffen gewesen, an einem offenen Fenster, das in solcher Höhe vom Boden in der dicken Mauer angebracht war, daß er, den Arm aufs Gesims gelehnt, hinaussehen konnte.

Zu der Zeit, von der ich spreche, funkelten die leuchtenden Sterne der klaren Herbstnacht wie Diamanten am unbewölkten Himmel, und der liebliche warme Westwind, den Frieden und die Erndte der Ebene drunten athmend, seufzte in den Wipfeln der hohen Waldbäume und strömte zum Fenster herein, das gerade über ihnen stand. Der Mann, welcher der weiten Aussicht vom Thurme genoß, war eine hohe kräftige Gestalt von wenig mehr als vierzig Jahren, mit etwas kahler Stirne und Haaren, die einst schwarz gewesen, nun aber bedeutend ins Graue schillerten, während der kurze, wohl behandelte Bart fast weiß geworden. Seine Gesichtsfarbe war ein bleiches Hellbraun ohne die

geringste Beimischung von Röthe außer auf den Lippen, und als er so zum Himmel emporsah, breitete sich eine stille Ruhe über seine Züge, die im Verein mit der blutlosen Hautfarbe dem Gesichte etwas Todtähnliches gab, hätte nicht das Licht des großen, dunkeln Auges eine feurige, lebende Seele verkündet. Wir nehmen uns die Erlaubniß und werfen, indem er in stille Betrachtungen verloren zum Himmel emporsieht, einen Blick in sein Inneres.

„Und sollten diese funkelnden Kreise," dachte er, „als er Stern an Stern hervorschimmern sah, „sollten diese funkelnden Kreise wirklich die mystischen Propheten unseres künftigen Schicksals seyn? Ist dies das Buch, worein die Hand des Allmächtigen in Feuerzügen die vorausgedachte Geschichte seiner Schöpfung geschrieben? So mag es seyn, nein, so ist es, und doch, wie wenig wissen wir von dieser Erde, die wir bewohnen! von dem tiefen, blauen Gewölbe, das uns umkreist! Hört der Bauer von meinen nächtlichen Studien, so bekleidet seine einfältige Vorstellungskraft meinen Geist mit der Gewalt über die unsichtbare Welt und über alle die Geisterschaaren, die sich möglicher Weise in dieser Luft drängen, die wir athmen. Ja Fürsten, selbst Könige senden nach Aufklärung und Rath von meinen Lippen, während ich dem Könige wie dem Bauer antworten könnte, daß all meine Macht nicht hinreiche den Geist vergangener Glückseligkeit, wann er vor meinen Augen aufsteigt, zur Ruhe zu bannen, daß all meine Kenntniß nicht einmal jenes Hauptelixier zu finden vermag, genannt Trost für das menschliche Geschick. Was ich gelernt, lehrte mich

die einzige Wissenschaft, daß ich nichts gelernt, daß alle Philosophie und Weisheit nichts sind und daß, mysteriös verborgen im Kern dieses sterblichen Staubs, eine feine Essenz, ein bestimmtes Wesen lebt, das, während es Theil nimmt an den Freuden und Neigungen seiner irdischen Beimischung, nach einer Kenntniß dürstet jenseits der Kenntniß dieser Welt, nach reinerer Freude, nach unvergänglicherer Liebe schmachtet, als diese sublunarische Freude und Liebe jemals seyn kann. Ja, theurer Geist der mich vor Jahren aus den lieben Augen meiner längst Geschiedenen anblickte, käme je ein unsterblich Wesen hernieder, diese Erde zu besuchen auf der es einst wandelte, Du hättest mich nicht so lange verwaist gelassen. — Nein, nein!“ fügte er laut hinzu, „es ist nur ein Traum!“

„Und doch,“ fuhr er nach einer Pause in Gedanken fort, „und doch ist die Macht, womit mich die Meinung der Welt bekleidet, kein bloßer Wahn: sie gibt mir wenigstens körperlichen Frieden, Ruhe vor stürmischen Thorheiten, vor dem wilden, kreisenden Nichts, das der Mensch Vergnügen nennt oder Thätigkeit oder Politik — in Vergleich zu dem großen Universum leerer und unwichtiger, als der Tanz von Myriaden Motten im Sonnenschein eines Sommertags. Sie geben mir Frieden — Ruhe. Nicht länger fordert man mich auf, mit einem Eschenschaft oder einer gespitzten Eisenstange die Brust meiner Mitbürger zu durchbohren im Streite dieses oder jenes tollen Prinzen. Nicht mehr muß ich unter einem Haufen thörichter Graubärte meinen Rath geben, um wenig Ruthen unfruchtbaren Lan-

des dem Besitzthum eines benachbarten Königs abzustehlen. Nein, nein, gerade die abergläubische Scheu, die sie vor mir haben, gibt mir Frieden, noch mehr, sogar Macht — jenes thörichte Phantom, in das sie alle so vernarrt sind, und ferne sey es von mir sie zu enttäuschen."

So dachte der Herr von Hannut, sich wie alle Menschen gewissermaßen in seinen eigenen Beweggründen täuschend. Ohne Zweifel waren die vorherrschenden Gefühle seines Herzens so, wie er meinte. Aber neben ihnen machten die gewöhnlichen Wünsche und Leidenschaften, die erhabene Geister so gerne vor sich selbst verbergen, wenn auch in untergeordnetem Verhältnisse ihren Einfluß auf seine Handlungsweise geltend. Vielleicht gelehrter als irgend einer seiner Zeit und seines Landes, war er auf sein Wissen nicht wenig stolz; bedenken wir aber die Finsterniß des Jahrhunderts, so dürfen wir uns nicht wundern, daß alle Kenntniß nur wenig beitrug zu Aufklärung seines Verstands über jene mysteriösen Fragen, welche die menschliche Vernunft auf ihrer Höhe als ausser ihrem Gesichtskreis liegend erkannt hat. Wahrsagende Astrologie galt damals für eine Wissenschaft, an deren Wesenheit zu zweifeln man einzig der Unwissenheit verzeihen konnte, und der Glaube an unausgesetzte Einwirkung einer überirdischen Agentie auf die allgemeinen Angelegenheiten dieser Welt war nicht nur Gewissenssache bei dem gemeinen Volke, sondern selbst von den gelehrtesten Leuten als Thatsache angenommen. Magie und Nekromantie galten für wirkliche Wissenschaften. Vergebens hatte Bruder Baco ein gründliches Werk geschrieben, ihre

Nichtigkeit zu beweisen; man citirte ihn umgekehrt als Gewährsmann für ihre Realität, und nur die Furcht vor den Folgen, die gerade geheimer Uebung einen um so höhern Reiz verlieh, hielt manche der besten Köpfe ab, sich öffentlich als ihre Adepten zu bekennen. Lag auch die eigentliche Magie ausser dem Studienkreise des Herrn von Hannut, so galt er doch gerne für ihren Jünger, und nicht blos die Sehnsucht nach Friede und Ruhe machten ihm die Ehrfurcht schätzbar, womit die benachbarten Landleute und seine adeligen Collegen im ganzen Lande ihn betrachteten, sondern, den andern moralischen Einflüssen unmerklich beigemischt, hatte auch befriedigte Eitelkeit ihr Theil dabei. So sehr er die Welt und ihre Macht zu verachten schien, mißfiel ihm der Einfluß, den er auf diese Welt übte, ganz und gar nicht. Vielleicht behagte er ihm um so mehr, dieser Einfluß, weil er von ungewöhnlicher Art war, und mochte zweifelsohne ächte Philosophie und eine gerechte Würdigung der Nichtigkeit aller irdischen Freuden und Wünsche ihren Theil an seinem zurückgezogenen Leben haben, so war die Verachtung, womit er im Allgemeinen auf die Wesen seiner Gattung herabsah, nicht minder dem Stolze auf sein überlegenes Wissen zuzuschreiben. Wahre Herzensgüte und ein empfängliches Gemüth bildeten zwar mit einem bedeutenden Grade phantastischen Enthusiasmus die Hauptzüge seines Charakters, gleichwohl waren seine intellectuellen Kräfte ungewöhnlich und entschieden, und denen der Meisten seiner Zeitgenossen überlegen, aber die manchfachen Eigenschaften des Geistes und Herzens waren bei ihm, wie dies öfter vor-

kommt, mehr im Streit mit einander, als daß sie sich die Wage hielten.

In seiner frühen Jugend hatten ihn Enthusiasmus und Empfänglichkeit fast allein beherrscht. Waffengeklirr, der Lärm der Schlachten, das Schaugepränge der Turnierschranken, Alles hatte für ihn seine Reize gehabt. Seine Körperkraft, durch frühe Uebung zur Kunst und Gewandtheit ausgebildet, hatte mehrere der besten Ritter Europens im Lanzenspiel zu Fall gebracht, und ihm jenen Grad von Ruhm und Beifall erworben, der ihn leicht auf immer den Reihen der rohen aber kräftigen Tagskämpen zu eigen machen mochte. Aber die Liebe schlug sich ins Mittel, und zwar jene innige, mächtige, allverzehrende Liebe, deren nur ein Herz wie das seine fähig ist. Nur einen Augenblick war der Becher der Seligkeit seiner Lippe dahingegeben, ein tiefer, kurzer Zug war ihm allein gestattet, und als er ihn in all seiner Süße gekostet, ward ihm das Gefäß entrissen, um sich nie wieder für ihn zu füllen. Von nun an war sein Leben der Einsamkeit geweiht, Tage und Nächte vergingen ihm unter anhaltendem Studium, und in den letzten Jahren war er nicht mehr als einmal über die Gränzen des Forsts hinausgekommen, auf dem gegenwärtig sein Auge weilte.

Als er so über das Fenster gelehnt zum Himmel emporsah, dem wunderbaren Mysterium des menschlichen Wesens und dem uns vom Schicksal zu Theil gewordenen Loose nachsinnend, verschwanden die letzten zögernden Strahlen des matten Dämmerlichts und Nacht lagerte sich über die

Erde. Inzwischen wars eine jener hellen Glanznächte, die beim Eintritt des Herbsts keine Seltenheit, als fände der Himmel seine Freude daran, mit seinen tausend Augen auf die reiche Ernte und die glühende Frucht herniederzuschauen. Nachdem unser Philosoph auch dieses Schauspiel eine Weile genossen, ward es in einer Ecke des Horizonts lichter und lichter, und der silberne Mond, im letzten Stadium seines Wachsthums angelangt, stieg empor, einen Glanzstrom über die Millionen grüner Blätter und schwebender Baumzweige gießend. Alles war still und feierlich und schweigend, voll ruhigen Flimmers und friedlicher Pracht. Nichts bewegte sich, kein Laut ließ sich vernehmen, als etwa das langsame Hingleiten des schönen Erdtrabanten am Himmelsbogen und das Flüstern des leichten Zephyrs durch Zweig und Blatt.

Da auf einmal machte sich in einiger Entfernung ein dumpfes, schwaches Geräusch hörbar, das sich allmählig verstärkte, bis man deutlich den Schall von Pferdehufen unterscheiden konnte, gelegenheitlich durch Stimmen unterbrochen im Tone des Befehls oder der Frage. Der Herr von Hannut lauschte, und als die Reisigen am Fuße des Thurms vorüberzogen, erkannte er an einigen heraufdringenden Worten, daß die Parthie ihre Richtung nach seiner Wohnung nahm. Seine Stirne bewölkte sich, obzwar kaum merklich, denn war auch Gastfreundschaft in jenen Zeiten eine unerläßliche Pflicht, so bekam unser Philosoph doch so wenig Besuche, unterhielt überhaupt so wenig socialen Verkehr, daß er nicht ohne eine Anwandlung von Aengstlichkeit über die beste Art und Weise die Gäste zu empfangen nach-

sann. Die Thore allen Ankömmlingen zu öffnen war in jenen Tagen nichts weniger als räthlich, und lebte auch der Gebieter von Hannut mit Niemanden in Zwist, sicherte ihn überdieß sein persönlicher Charakter, die Stärke seines Schlosses die Achtung seiner Vasallen gegen die Freibeuter und Raubgesellen jener Tage, so konnte eine so bedeutende Männerschaar zu solcher späten Stunde nicht ohne vorherige Untersuchung und Ueberlegung eingelassen werden. Der Philosoph blieb in Nachdenken verloren, bis die Fremdlinge den Weg um die Thurmecke hinter sich hatten. Die Straße schlängelte sich nemlich um die verschiedenen Vorsprünge und Einbeugungen der Wälle und Kastellverschanzungen herum, stets den Hügel säumend, auf welchem das Schloß stand, und erst an der nördlichen Seite des Gebäudes bei der Zugbrücke aufhörend.

Vor letzterer machten die Reisenden Halt und ein klarer, anhaltender Stoß ins Horn benachrichtigte die Schloßbewohner, daß Jemand draußen Einlaß begehrte. Noch immer gab sich der Hausherr seinen Gedanken hin, indem er Empfang und Bewillkommung der Gäste der Klugheit und Discretion seines Seneschal überließ, und der Lärm beim Herablassen der Zugbrücke, das Knarren der Balken, das Rasseln der rostigen Ketten, gefolgt vom tönenden Hufschlag der eingelassenen Pferde, verkündigte unmittelbar die Aufnahme einer beträchtlichen Reisigenschaar innerhalb der äußern Mauern. Zunächst ließ sich eine Anzahl Stimmen vernehmen, worauf eine Art Stille eintrat, bis die lange, hohe Treppe herauf, die zu dem beschriebenen Gemach führte, ein lang=

samer Schritt erklang. Der Hausherr trat vom Fenster zurück und setzte sich vor das Buch, in welchem er früher gelesen, die Augen auf die Thüre geheftet. In diesem Benehmen lag etwas Theatralisches, wir gestehen es, aber gleichviel: wer ist auf Erden ohne alle Marktschreierei?

Kaum hatte er sich zurechtgesetzt, als von außen geklopft ward und auf sein erlaubendes „Herein!“ kam an der halbgeöffneten Thüre das verwitterte Gesicht eines alten Soldaten zum Vorschein, der die Funktion eines Seneschal verrichtete. Ein Anflug von Aengstlichkeit lag auf diesem Gesichte in völligem Gegensatz mit Zügen, die eher Alles auszudrücken bestimmt schienen als Furcht.

„Nur herein, Roger!“ rief sein Gebieter, „bist auch Du Thor genug mich des Verkehrs mit bösen Geistern zu verdächtigen?“

„Gott bewahre, gnädiger Herr!“ sagte der Mann, „aber ich würde überhaupt nicht gern einen Geist sehen, ob gut oder böse, daher pfleg' ich mich vom Gegentheil zu überzeugen, ehe ich eintrete.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Hannut mit dem Zuge der Ungeduld auf der Stirne. „Warum drängst Du Dich bei mir ein?“

„Wollt zu Gnaden halten,“ erwiederte der Seneschal, „ein edler Gast ist so eben im Hofe drunten abgestiegen, mit einem kleinen, aber mannhaften Gefolge, bestehend aus“ —

„Weiter, guter Roger!“ unterbrach ihn der Herr, „wer ist der Fremde? Das Gefolge mag nachher für sich selbst sprechen.“

„Mit Eurem Verlaub, gnädiger Herr," fuhr der Andere fort, „er befahl mir zu melden, ein alter, erprobter Freund, Thibalt von Neufchatel, spreche Eure Gastfreundschaft an für eine Nacht."

„Wie Thibalt von Neufchatel!" rief der Herr, indem sich ein freudiger Ausdruck über sein Gesicht stahl, dem augenblicklich eine Todtenbläße folgte. Denn mit dem Zauber des Namens beschwor die Magie der Erinnerung die Scenen peinlicher Vergangenheit herauf, die sich ihm anknüpften. „Thibalt von Neufchatel! wirklich ein alter, erprobter Freund, so traurig der Tag war, da wir uns zum letztenmale sahen. Wo ist er? Schnell, voran!"

Mit diesem Ausrufe eilte er, ohne das Geleite des Seneschals abzuwarten, beschleunigten Schritts nach dem großen Schloßsaale, richtig schließend, daß man die Gäste in dieses allgemeine Empfangszimmer eingeführt habe. Es war ein ungeheures, düstres Gemach, den ganzen innern Raum im Erdgeschoß des Hauptthurms einnehmend, und mit einem steinernen Fußboden versehen. An dem einen Ende befand sich die große Thüre, die unmittelbar zum Hofe führte, an dem andern ein hohes, spitzförmiges Fenster nach Art der Kirchenfenster. Waffen jeder Art, wie sie damals im Gebrauche, schmückten die Wände. Zur Rechten, wenn man vom Hofe eintrat, befand sich der geräumige, offene Herd, rings herum mit Stühlen und Bänken umstellt, und so groß und kühl war das Zimmer, daß in dieser Jahrszeit — wir befinden uns in den ersten Tagen des Septembers — ein ungeheurer Pfeiler brennender Scheiter gar lebhaft

zischte und knisterte, ringsum eine rothe, flackernde Beleuchtung verbreitend, die, von mancher Lanze, manchem Schild und Harnisch an der gegenüber liegenden Wand reflektirt, sich im Dunkel der entferntesten Saalecken und in der tiefen Höhlung des Plafondgewölbs verlor.

Eine Leuchte, an einer Kette vom Plafond herabhängend, trug gleichfalls ihr Scherflein zur Illumination bei, das sich aber auf die unmittelbare Nachbarschaft seiner Quelle beschränkte, und im Bereiche dieses sekundären Lichts saßen die Ankömmlinge, gerade mit Ablegung der Reisekleider beschäftigt, als der Herr von Hannut mittelst einer kleinen Thüre hinter einem der derben Gewölbepfeiler in den Saal trat. Er näherte sich unverzüglich den Gästen, die sich beim Klange seiner Schritte insgesammt erhoben, während der Marschall von Burgund ihm entgegen ging. In einer Entfernung von wenig Schritten blieben Beide stehen, und sahen sich mit dem Ausdrucke des Zweifels und Erstaunens an. Beide hatten die vielen Jahre außer Acht gelassen, die über ihrem Scheitel weggezogen, seit sie sich zum letzten gesehen, jeder hatte sich das Bild des Freundes gedacht, wie es sich ihm eingeprägt im Glanze der Jugend und Gesundheit. Nun aber da sich die Wirklichkeit ihren Augen erschloß, hielten Beide an, erschrocken über die Allgewalt der Zeit und ihre verheerenden Wirkungen, die sich dem einen im Bilde des andern darboten. Ihre Verwunderung war so groß, daß sie Anfangs an der Identität der Person zu zweifeln geneigt waren und sich innerlich fragten,

ob es der Freund seyn könne von welchem sie so lange getrennt gewesen.

„Guter Gott!“ rief der Herr von Hannut, „Thibalt von Neufchatel!“

„Nicht anders, Moriz von Hannut!“ erwiederte der Marschall. „In Wahrheit, alter Freund, ich habe Dich kaum wieder erkannt. Aber mehr davon nachher,“ setzte er hastig hinzu: „Hier stell' ich Dir einen edlen Prinzen vor, den durchlauchtigsten Herrn Ludwig von Valois, der Deine Pflege und Gastfreundschaft anruft für diese Nacht, da er unter meinem sichern Geleite auf einem Besuch begriffen ist zu seinem edlen Vetter, unserem gnädigsten Gebieter, dem Herzoge von Burgund.“

Der Herr von Hannut verneigte sich tief auf die Nachricht von dem hohen Range seines Gastes, und trat vor, den Sohn des französischen Monarchen zu bewillkommnen. Er benahm sich dabei mit der ernsten, stattlichen Würde, die er sich im frühen Verkehr bei Hofe und im Lager zu eigen gemacht. Die Etikettеformen jener Tage würden sich heut zu Tage toll genug in der Praxis ausnehmen, gewiß aber noch toller in der schriftlichen Schilderung, deßhalb übergehen wir sie und die darauf folgende Unterhaltung; ebenso halten wir uns bei dem Nachtessen nicht auf, ja nicht einmal bei den gewürzten Weinen, die dem Prinzen an seiner Lagerstätte gereicht wurden. Dagegen verweilen wir, nachdem er sich zur Ruhe begeben, noch einen Augenblick in der großen Halle, wo wir das kleine Gefolge treffen, das ihn und

den Marschall von Burgund hieher begleitet, so wie die gewöhnlichen Diener und Beamten des Herrn von Hannut.

Früher hatte die Gegenwart ihrer Gebieter jede freie Mittheilung zwischen diesen würdigen Leuten unmöglich gemacht, nur der Führer der Leute des Marschalls und der Seneschal vom Hause hatten manch vertraulichen Blick des Wiedererkennens, manch freundlichen, obzwar schweigsamen Armruck während des Essens gewechselt. Aber nicht sobald war Ludwig von Valois auf sein Zimmer gebracht und sein Begleiter, der Herr von Neufchatel, mit dem Hausherrn eingeschlossen, als sich zwischen den beiden Beamten ein Gespräch entspann, das wir theilweise hier mittheilen müssen, da es über einige frühere Ereignisse Licht verbreitet, die, wenn auch nur leise, den Gang dieser wahrhaftigen Geschichte berühren.

„Wie Roger von Lorens!" rief der Knappe des Marschalls, „noch immer Deinem alten Herrn zur Seite stehend? find' ich Dich hier nach Verlauf von zwölf langen Jahren?"

„Und wo möcht' ich besser seyn, Regnault von Gent?" erwiederte der Andere. „Und Du, alter Freund, stehst Du nicht immer noch an demselben Platze, wie vor Zeiten? Wie kommts, daß Du nach so langem Dienste noch immer nicht Ritter bist?"

„Meiner Treu," versetzte der Andere, „das kommt daher, daß ich zu arm bin der Ritterschaft Ehre zu machen, und zu weise, einen Stand zu begehren, auf dem mich zu halten mir die erforderlichen Mittel abgehen. Wie die

andern hab' auch ich gelegentlich in den Kriegen Geld erworben, aber ach, Freund Roger, kaum hat die Rechte das Geld gefaßt, so gibt die Linke es wieder aus. Und sind's wirklich zwölf Jahre, seitdem wir uns zum Letzten gesehen? Großer Gott! mir kommt's erst vor wie gestern, wenn ich an jene Zeiten denke. Und doch, rechn' ich mir Alles vor, was mir seither begegnet, und setz' es auf's Kerbholz meines alten Gedächtnisses, so mein' ich die zwölfe müßten sich um ein Schock hundert vermehren. Wohl erinnere ich mich des Tags, da wir uns zum Letzten sahen; Du nicht?"

„Meinst Du ich könnte Das je vergessen?" sagte der Andere. „Wars nicht derselbe Tag, wo das Lusthaus von Lindenmar bis auf den Grund abbrannte und das Kind meines guten Herrn in den Flammen umkam?"

„Wohl weiß ich es noch," erwiederte der Dienstmann von Neufchatel, alle Umstände in seinem Gedächtniß rekapitulirend. „Mein Herr und Adolph von Geldern und der übrige Adel, der dem Herzoge zuzog, sahen die Flammen von der Straße aus und sie Alle eilten gar willig Eurem tapfern, jungen Herrn zu Hülfe. Ja wohl war er damals noch tapfer und jung. Nur Adolph von Geldern rief, man solle sie Alle verbrennen lassen, daß die Besitzthümer von Hannut ihm zufielen. Zwar sagt' er es lachend, aber es war ein bitterer Scherz zu solcher Stunde."

„Es kam meinem Herrn bald genug zu Ohren," erwiederte der Seneschal, „und er vergabs nie."

„O, wir achteten auch nicht darauf," rief der Andere, „wir Alle halfen so gut wir konnten. Weißt Du nicht mehr,

wie sich mein Herr ins Feuer stürzte und Deine gnädige Frau auf den Armen herausstrug, und wie sie weinte um ihr Kind? Es war erst vierzehn Tage alt, hieß es."

„Keinen Tag älter," versetzte der Andere, „und ich sage Dir noch mehr, sie hörte nie mehr zu weinen auf, bis der Tod ihr die Thränen trocknete — das arme Ding! — Aber ein Wort im Vertrauen," fügte er bei, den Freund am Arm ergreifend und ein Paar Schritte beiseit ziehend, nicht allein aus der Hörweite der Andern, sondern auch aus dem Lichtbereich der Lampe, als scheute seine Mittheilung das Licht — „ein Wort im Vertrauen, Regnault von Gent, es heißt die Geister von Mutter und Kind besuchen jede Nacht zu einer bestimmten Stunde meinen Herrn in seinem Gemache."

„Sahst Du sie jemals, guter Roger?" fragte der Andere mit dem Lächeln selbstzufriedenen Unglaubens. „Sahst Du sie jemals mit diesen Deinen Augen?"

„Gott bewahre!" rief der Seneschal hitzig, „ich möchte sie nicht sehen um alles Gold Aegyptens."

„Sey unbesorgt, lieber Roger," erwiederte Regnault, „wirst sie auch nie sehen. Ich habe schon gar viel von Geistern, Erscheinungen und Teufeln gehört, aber dient' ich auch in Ländern, wo es deren die Hülle und Fülle gibt, konnte ich doch im ganzen Lauf meines Lebens keinem begegnen. Und unter uns gesagt, lieber Roger, ich glaube nicht daran, außer an das, was die Kirche glaubt und an die vierzehntausend Märtyrer-Jungfrauen."

„Nun, da glaubst Du für Dein Gewissen genug,"

versetzte Roger von Lorens; „glaubst Du aber wirklich nicht an Erscheinungen, so mach' ich Deine Schlafstätte zurecht im kleinen Gemach am Fuß der Treppe unter meines Herrn Zimmer."

Ob der Vorschlag nach dem Geschmacke des ehrenwerthen Regnault war thut nichts zur Sache, er hatte auf seinen Unglauben zu kühn gepocht um die Probe ablehnen zu können. Und so mußte er denn für diese Nacht seine Wohnung in dem niedern, obzwar nicht unbequemen Gemach am Fuße der Thurmtreppe nehmen. Er sah etwas blaß, als ihm sein alter Freund gute Nacht sagte, aber ein gut Theil bläßer am nächsten Tag als sie sich guten Morgen wünschten. Hatte er aber Abends kein Wort des Einwands verloren, so brachte er Morgens keines behufs der Erläuterung vor, und so erfuhr Niemand was Bestimmtes von den Begegnissen dieser Nacht, obzwar einige Monate später nach seiner Verheirathung mit einer raschen Genter Dame unter den Stadtklatschen ein Gerücht in Umlauf kam, wie er zwar nicht eigentlich von einem Geist heimgesucht worden, dagegen manch seltsames Geräusch vernommen, manch seltsamen Lichtstrahl die Kammer durchkreuzend erblickt habe, ohne daß er sich Auskunft zu geben vermocht, von wannen es kam, wohin es verschwand.

Er selbst gestand nichts, und legte man die Gewissensfrage seiner schönen in dergleichen Geheimnissen vollkommen bewanderten Dame ans Herz, so affektirte sie einen mysteriösen Ton, die schlaue Klatschschwester mit feierlichem Kopfschütteln versichernd, wer Lust habe, möge die Geister-

erscheinungen auf seine Gefahr in Abrede ziehen. Was ihren Eheherrn Regnault betreffe, so habe er allen Grund es besser zu wissen, obzwar auch er früher ein Spötter gewesen, wie alle die polternden Eisenfresser und Wagehälse von Kriegsknechten.

Nachdem wir, solchergestalt der chronologischen Ordnung vorgreifend, zu Gunsten des ehrenwerthen Schildknappen den Begegnissen unserer Erzählung vorausgeeilt sind, müssen wir nothwendig wieder einlenken, und während der Dauphin, der Marschall und ihr Gefolge in den festen Mauern am Hannut sich gesundem Schlaf überlassen, bitte ich den Leser mit mir zu der Landparthie zurückzukehren, die wir letztlich in Waldesmitte um ein Feuer versammelt verlassen haben.

Viertes Kapitel.

Von der Mitte des vierzehnten bis zu der des fünfzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch in eine spätere Periode hinein hatte sich eine besondere Menschenklasse über den Kontinent — wir verstehen darunter Frankreich, Flandern, Italien und Deutschland — verbreitet, die sich ihren Unterhalt mit dem Schwert erwarb und zwar mit dem Schwert allein. In Kriegszeiten waren sie Soldaten, im Frieden Freibeuter, und seit lange gewohnt nur die Kriegsernte zu schneiden, ließen sie es sich nie einfallen das Schwert

zur Sichel umzuschaffen. Vielmehr mochte ihnen ein solches Unterfangen die schmachvollste Entweihung eines Werkzeugs dünken, das sie in nicht geringern Ehren hielten, als die alten Scythen.

Allerdings fand sich zeitweise im Herzen Frankreichs ein Zustand, den man mit dem Namen „Friede" belegen konnte, aber Deutschland und namentlich seine Gränze gegen Frankreich herbergte eine solche Unmasse großer Vasallen und unabhängiger Fürsten, deren Jedem das Recht zustand, seinen Nachbar zu bekriegen, — ein Recht, das in herkömmlicher Gewohnheit zu erhalten sie sich alle Mühe gaben — daß die Söldner selten lange in der Nothwendigkeit waren, die Friedenskünste nach ihrer Weise im Herzen des grünen Waldes zu kultiviren.

In der frühern Periode des großen Kampfs zwischen Frankreich und England hatten sich diese Leute in Schaaren von tausenden und zehntausenden zusammengethan, die sich über die Dauer zeitweiser Waffenruhe irgend einer Stadt oder eines Kastells bemächtigten, auf Kosten des Landes lebten, und Alles, den Fürsten wie die Bauern, die Stadt wie das Dorf, in Kontribution setzten. Allmählig lösten sich diese großen Korps auf, denn für die Könige wurde es zur dringendern Nothwendigkeit mit solchen inneren Feinden fertig zu werden, als sich dem äußern entgegenzustellen. Auch der Adel verbündete sich gelegentlich zu Vernichtung einer der überbliebenen großen Banden; aber die kleinern, anfangs als geringeres, bei dem damaligen Kriegssystem unvermeidliches, Uebel betrachtet, wurden gehätschelt, be-

schützt, belohnt, wann Feindseligkeiten zwischen zwei Mächten ihre Dienste beiden nothwendig machten, und sah sich je einmal eine solche Macht in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzt, ihre militärischen Talente auf Kosten dieser Banden zu versuchen, so durften sich letztere stets auf eine glimpfliche Behandlung Rechnung machen. Es fand sich kaum Einer von all den großen Herren in Deutschland, Burgund und Flandern, der nicht eine solche Bande hielt, die, nach Maßgabe seines Reichthums und seiner Macht mehr oder weniger furchtbar, in seinem Solde oder wenigstens unter seinem Schutze stand. Zwar hatten die Eigenschaften und Sitten des jeweiligen Soldherrn großen Einfluß auf Charakter und Benehmen der Banden, im Ganzen aber waren sie verrufener als sie verdienten. Allerdings führten sie sich in Kriegszeiten schlimmer auf, als die damaligen gewöhnlichen Lehenssoldaten, dagegen waren sie ohne alle Frage im Frieden dem gemeinen Räuber vorzuziehen, der nach ihrer Auflösung an ihre Stelle trat. Wohl mochten sie bisweilen unter einem rohen rücksichtslosen Führer Akte begehen, welche die menschliche Natur entehrten, bei gewöhnlichen Gelegenheiten aber, trotz ihres entschiedenen Hangs zum Beutemachen während ihres Lagerlebens, entwickelten sie in Wald und Höhle manche der edlen, glänzenden Eigenschaften des ritterlichen Kriegers.

In den Händen eines solchen, übrigens der bessern Kategorie angehörenden, Trupps haben wir Martin Fruse und seine Begleiter gelassen. Bereits hatte sich der ehrenwerthe Genter Bürger von dem ersten Schreck erholt, und

nach Maßgabe des reißend schnellen Gefühlwechsels stieg nun die Freude über seine Sicherheit um so höher. Die Waage unserer Empfindungen ist so fein konstruirt, daß die Schale im Moment erfolgter Entlastung eben so weit in die Höhe fliegt als sie unten gestanden, und lange hin und her schwankt, bis sie das Gleichgewicht wieder gewinnt. Und so verhält es sich, denk' ich, mit jedem menschlichen Herzen, obgleich einige, des plötzlichen Uebergangs sich schämend, ihr Aeußeres in ihrer Gewalt haben und die vollkommenste Ruhe zur Schau zu tragen wissen, während ihr Inneres nicht minder bewegt ist, als bei uns andern. Bei Martin Kruse war dieß nicht der Fall: zwar mochte ihm gelegenheitlich in politischen Angelegenheiten ein stümperhafter Versuch zu Annahme einer geheimnißvollen diplomatischen Miene und zu Beherrschung von Zunge und Benehmen Pflicht dünken, und er konnte, wenn Andere ihm souflirten, eine zweideutige Sprache führen, auf welche hin er sich einen Augenblick für einen kundigen Unterhändler halten mochte, allein im Allgemeinen machten sich die Gefühle seines Herzens ohne allen Rückhalt Luft. Bei dieser Gelegenheit, wo der kalte Kapaun und der saftige Schinken, der starke Rheinwein und der bouquetreiche Mosler die befriedigendste Bürgschaft für künftige Sicherheit boten, machte sich seine Freude auf fast kindische Weise Luft. Ja seine guten Freunde, die Räuber, traten in seinem Herzen an die Stelle manch ehrlicher Kameraden in der reichen Stadt Gent.

Die Vorräthe des Packpferdes gingen nachgerade auf

die Neige und dem ehrenwerthen Bürger fiel es auf, daß eine Portion, die nach seinem ungefähren Ueberschlag den Appetit zweier hungerigen Bürger stillen mochte, zusammt einem tüchtigen Flaschenpaar des bestens Weins, mit ehrerbietiger Sorgfalt beiseite gestellt wurde, als würde sie einem Abwesenden aufgehoben, der bei seinen Gefährten in besonderer Achtung stand. Nachdem er seine Neugier einige Zeit im Zügel gehalten, gewann es ihm diese unbezähmbarste aller menschlichen Leidenschaften dennoch ab, und er versuchte durch einige schlaue Querfragen hinter das Geheimniß zu kommen.

„Nein, nein!“ erwiederte der Mann, der sich bisher als Haupt der Freibeuter gerirt, „das dürfen wir nicht anrühren, es wird für den Hauptmann aufgehoben, der im Augenblick hier seyn wird.“ Dann fuhr er, mit boshaftem Grinsen auf die Hasenfüßigkeit des ehrsamen Bürgers spekulirend, fort: „Der wird uns sagen, was wir mit Dir und den Deinen anzufangen haben, guter Meister Martin Fruse. Du bist nicht der erste Weberzunftmeister, denk' ich, der gebaumelt hat, und man könnte an einem Sommertage keinen luftigern Platz zum Aufknüpfen finden.“

Martin Fruse merkte wohl, daß es ein Scherz war aber schon der bloße Gedanke des Baumelns — ein Schicksal, das der Herzog von Burgund ebenso wahrscheinlich über einen rebellischen Unterthan verhängen mochte, als der roheste Freibeuter über den harmlosen Wanderer — verursachte ihm eine gewisse frostige Empfindung, die ihre Wirkung auf seine Haut nicht verfehlte. Da aber die Gefahr

vor den Räubern die dringendere war, so demonstrirte er aufs Eifrigste, wie ungerecht und unvernünftig es wäre einen Mann aufzuknüpfen, seys an einen Baum oder Busch, nachdem man ihn zuvor verleitet, es sich in Gottes weiter Natur recht comfortabel zu machen. Seine Argumente beruhten theilweise auf Kapaunen und Hochheimer, und dieser Umstand, verbunden mit mehreren unzweifelhaften Aeußerungen seines Schreckens und einer gewissen kindischen Einfalt in seinem Benehmen, machte die Räuber hoch auflachen. Sie gaben sich gerade einer solchen heitern Ergießung nach Herzenslust hin, als ein plötzliches Rasseln an der Felswand über ihnen das Nahen eines Dritten verkündigte.

„Halte Dich an den Wurzeln, Knabe!“ drang eine rauhe Stimme von oben herab. „Da, setze Deinen Fuß her — nun springe, so weit Du kannst — so recht! Bei St. Georg, das wäre hinter uns! Nun gleite hinab. So hier sind wir.“ Bei den letzten Worten stand Matthias Gournay mit dem jungen Hugo v. Geldern kaum ein Paar Schritte vom Lagerplatze. Einige der Reiter sprangen auf ihn zu bewillkommen, und einer hielt die Fackel hoch, seinen Pfad den Abhang herab zu beleuchten. Der Ankömmling trat in den Kreis und gewahrte nicht ohne Erstaunen die Spuren des stattgehabten Mahls und die fremden Gäste.

„Wie, ihr lustigen Gesellen?“ rief er lachend. „Ihr habt, scheint es, einen Fang gethan. Aber bei unsern lieben Frauen, ich hoffe, ihr habt was übrig für mich und den armen Knaben da, der bald Hunger stirbt.“

„Vollkommen genug für Beide,“ riefen mehrere Stim-

men, „das heißt wenigstens für eine Mahlzeit genug. Die nächste müssen wir anderswo suchen.“

„Aber hier sind ein Paar Genter Krämer,“ fügte einer von der Truppe hinzu, „die in Erwartung eines gestrengen Entscheids an allen Gliedern zittern, aus Furcht den nächsten Baum zieren zu müssen.“

„Gott bewahre!“ erwiederte Matthias Gournay, „für reiche Bürger soll ihr Lösegeld unbedeutend seyn. Wer ist der Erste? Steht auf guter Freund! — Wie, Martin Fruse?“ rief er zurückfahrend, als das Licht auf das bürgerliche Gesicht fiel; „mein alter Freund Martin Fruse, in dessen Haus ich wohnte als ich die Genter Bürgerschaft in der Kunst des Aufruhrmachens zu unterrichten hatte. Ich dachte nicht, daß ich Dich sobald in der Klemme haben würde.“

„Nein, nein, mein guter Meister Gournay,“ versetzte der Bürger, „ich bin äußerst erfreut Dich zu sehen. Fürwahr ich fürchtete in schlimmere Hände gefallen zu seyn. Wohl weiß ich,“ fügte er mit einem zweifelhaften Blinzeln hinzu, „daß Du es nicht übers Herz bringen könntest von Deinem alten Kameraden ein Lösegeld zu nehmen.“

„Meiner Treu, da irrst Du Dich, Martin,“ sagte Matthias Gournay, die gewichtige Hand auf die bürgerliche Schulter legend. „Dein eigen Lösegeld soll zwar gering seyn und das Deiner Gefährten gleichfalls, und zwar um Deinetwillen, aber etwas müssen wir bekommen, wärs auch nur zu Erhaltung des guten Brauchs. Ein Bagatell, ein bloßes Bagatell, eine wohlwollende Gabe, wie es unsere

guten Könige in England zu nennen belieben, wenn sie den Klerus einer Schur zu unterwerfen sich vornehmen."

„Aber bedenkt doch," rief Martin Fruse, dessen Vertrauen und Muth durch die Gegenwart des Freundes völlig hergestellt waren, „bedenkt, daß meiner Reise kein anderer Zweck zu Grund lag, als mit Euch und Adolph v. Geldern die beabsichtigte allgemeine Erhebung in nähere Berathung zu ziehen."

„Schon gut, davon hernach," antwortete Matthias Gournay; „für jetzt ist es aus mit dem Spaß, und da der Herzog ohne Zweifel von unsern Umtrieben Wind bekommen, so mag es euren Seckeln ans Leben gehen und meinem Halse, falls er mich finge, was mit Gotteshülfe ihm nicht gelingen soll. Aber wir müssen irgend ein Mittel ausfindig machen, Euch insgesammt sicher nach Gent zurückzubringen."

„Nun, Halbert von der Hügelseite," fuhr er, zu einem alten Veteran sich wendend, fort, der wahrscheinlich wie er selbst ein Engländer war, „eile zur mittlern Wegeiche! Du findest dort den Seneschal, sag' ihm, daß alles sicher sey, er möge dort bis morgen bleiben, sämmtliche Freunde sammelnd, die hinkommen, mir aber unverweilt die ledernen Flaschen aus dem hohlen Baum senden. Die winzigen Dinger da liefern kaum einen Zug für einen Knaben, und meiner Treu, ich will die Nacht lustig seyn, was auch morgen begegnen mag! Aufwärts, aufwärts! es ist kaum eine Viertelstunde Wegs."

Während der Bote sich davon machte, die frische Wein-

auflage zu holen, kamen Matthias Gournay und sein junger Gefährte mit den Mundvorräthen zurecht, welche die wundersame Enthaltsamkeit der Freibeuter für sie zurückgelegt hatte; zugleich verschwanden die beiden Rheiweinflaschen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Bald darauf langte der Succurs an, bestehend aus vier ungeheuren Flaschen, deren jede ein doppeltes Maas hielt und sämmtliche Anwesenden wurden zum Zuspruch eingeladen.

Nun bekam die Freude freien Spielraum und eine Scene begann von solch excentrischer Ausgelassenheit, daß sie sich schwer beschreiben ließe. So lustig konnten nur Leute seyn, deren Leben eine so ungewisse Zukunft hatte, deren sichere Augenblicke durch ebenso viele Stunden der Gefahr aufgewogen wurden, deren sämmtliche Vergnügungen der Preis so vieler Mühe und Anstrengung waren, daß ihre Politik einzig darauf hinauslief, den Becher der Freude bis auf die Hefe zu leeren, so lange er sich an ihrer Lippe befand. Denn wer bürgte, daß nicht im nächsten Augenblick Fortuna, diese unfreundliche Stiefmutter, ihnen schmollend denselben auf immer aus der Hand schlug. Zuletzt sollte der ehrliche Martin Fruse den Jubel zum höchsten Grade steigern, indem er nach manchen Zeichen und Symptomen der Schläfrigkeit zu Bett zu gehen wünschte, mit der höchst naiven Frage, wo er schlafen werde?

„Schlafen?“ rief Mathias Gournay, „schlafen? Wo, zum Henker wollt Ihr denn schlafen?“

„Ich meine, wo denn Euer Haus steht, guter Meister Matthias Gournay,“ erwiederte Fruse, mit weit aufgeris-

senen Augen, denen das Erstaunen, seine Frage ohne denkbaren Grund belacht zu sehen, allen Ausdruck benommen hatte. „Zwar hab' ich gegen ein Mahl im Walde in einer schönen Sommernacht nichts einzuwenden, aber es wird spät und kalt, und ich meine es wäre besser, wir schlüpften in unsere warmen Betten."

Die einzige Antwort von Seite der Räuber war ein neues unmäßiges Gelächter, zu gleicher Zeit aber zupfte der Neffe den Genter am Aermel und flüsterte ihm ziemlich hörbar zu: „Pst Ohm! Ihr macht blos die Schufte auf Eure Kosten lachen; Ihr mögt schlafen, wo Ihr seyd, oder die Nacht durchwachen. Habt Ihr denn nicht gehört, daß dergleichen Volk keiner andern Decke bedarf als der grünen Waldbüsche?"

„Du bist ziemlich naseweise, junger Herr," sagte Gournay, etwas verstimmt über der Sprache des Knaben, die keine sonderliche Achtung für die Freibeuter ausdrückte, und mit einem strengern Ausdruck als gewöhnlich in seinem Gesichte lag; „Du bist ziemlich naseweise, und folgt Dein Oheim meinem Rath, so mißt er Deiner Schulter zuweilen das Ellmeß an, Du möchtest sonst eines Tags seinem Glück nicht sonderlich zum Segen gereichen. Und doch hat der Bursche Recht, guter Martin: hier auf dem Platze schläfst Du diese Nacht, wenn Du überhaupt schläfst. So lege Dich an den Rain dort mit der breiten Eiche zu Deinen Häupten, daß sie Dich vor der Nachtluft schützt, und danke Gott für den hübschen Baldachin. Da wickle Dich in Deinen Mantel, bitte Gott um seinen Segen und schlaf wohl.

Morgen früh weck' ich Dich und wir berathen uns über die beste Art und Weise Dich nach Hause zu schaffen, denn mehrere von des Herzogs Banden streifen herum. Sorgen wir nicht für eine gute Escorte, so bist Du in derselben Patsche wie der Esel, der, vor einem Hund fliehend, dem Löwen in den Rachen lief."

Obgleich Martin Fruse sich für weiser hielt als alle Sterblichen zusammengenommen, die jemals gelebt, mit einziger Ausnahme des Königs Salomo, so hegte er doch eine ziemliche Abneigung, oder besser gesagt, eine ganz absonderliche Antipathie gegen den Ausdruck „Esel." Ward aber derselbe wie bei dieser Gelegenheit gleichnißweise auf seine eigene Lage angewendet, so fühlte sich sein Gemüth in hohem Grade verletzt. In schweigendem Unwillen, denn zu erwiedern wußte er nichts, erhob er sich, der bezeichneten Stelle zusteuernd, wo er mit aller von Zeit und Ort verstatteten Bequemlichkeit sich niederlegte. Trotz des festen Entschlusses kein Auge zu schließen, eröffnete er in Kurzem eine Nasenmusik die wirklich berechnet schien die Nachtigall für ihr Schweigen in der Herbstzeit zu beschämen.

Auch die übrigen Reisenden wählten ihr Lager so gut es zu haben war, und die Reiter wickelten sich einer neben dem andern in ihre Mäntel und überließen sich gleichfalls der Ruhe. Die zwei einzigen, welche wach blieben, waren Gournay und der junge Hugo v. Geldern, dem der Nachmittagsschlaf am Wasserfall die Müdigkeit aus den Gliedern gezogen hatte, so daß er nun mit voller Muße auf den Lei-

den der Vergangenheit und den Gefahren der Gegenwart verweilen konnte.

Sie hatten eine lange für beide interessante Unterredung. Der Knabe erzählte die letzten Ereignisse, die Erstürmung des väterlichen Schlosses durch die burgundischen Truppen, die Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen, die Schwierigkeiten des Entkommens, seine Trübsal und Verzweiflung, als er sich verbannt und geächtet sah, seine lange, mühsame Wanderung, das Abenteuer mit dem Dauphin, den er als französischen Reisenden beschrieb, und wie ihn der falsche arglistige Prinz betrogen. All das trug er mit so einfacher Empfindung vor, daß etwas einer Thräne Aehnliches dem Abenteurer ins klare blaue Auge trat. Endlich sagte dieser, ihm die breite Hand zärtlich aufs Haupt legend: „Denkt nicht mehr daran, junger Herr, Ihr seyd nicht ohne Freunde, und sollt es nie seyn, so lange Matthias Gournay am Leben. Ja ich schwörs bei der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen obendrein, mein Schwert soll Eure Kämpfe schlagen, und meine Lanze zu Eurem Befehl seyn, bis ich Euch als hochgestellten Mann sehe. Da Ihr aber den Herrn von Hannut Euren Vetter im ersten Grad nennt, so müssen wir uns zu ihm wenden um Hülfe und Rath. Ich kenne ihn wohl, meine Bande half ihm voriges Jahr sein Schloß behaupten, als die schwarzen Reiter umherzogen. Mit der Geisterschaar, über die er nach der Volkssage zu verfügen hat, und mit der Compagnie keckerer Gesellen, die ich bald wieder beisammen haben werde, sind wir ohne Zweifel im Stande, Etwas für Euch zu thun.

Beiläufig gesagt," fuhr er fort, als fiele ihm plötzlich etwas ein, das bisher seiner Aufmerksamkeit entgangen, „begaben sich nach Eurer Erzählung jene Fremden gleichfalls nach Hannut, und so mögen die Genter Weber unter ihrer Bedeckung unverdächtig nach Hause gelangen."

„Wenn sie diese aber nicht mitnehmen wollen?" sagte Hugo von Geldern.

„Dann sollen sie bei Gott! mehr kaltes Eisen fressen, als sie verdauen können," erwiederte der Abenteurer. „Aber ich muß schlafen, junger Herr, ich muß schlafen, wenn ich morgen frisch erwachen soll! Leihe mir Deine Hand, das Bruststück loszumachen." Mit diesen Worten entledigte er sich der Brustplatte und anderer Stücke der Rüstung, die seine Ruhe stören mochten, und legte alles mit der zuvor abgenommenen Stahlhaube ordentlich bei Seite. Dann zog er das Mantelende über den Kopf, streckte sich auf dem Boden aus, faßte den Dolchgriff fest mit der Rechten und fiel bald in einen so gesunden Schlaf, als ob er sich keines Unrechts bewußt wäre und von Gefahr nie gehört hätte. Der Knabe folgte seinem Beispiel und eine tiefe Stille trat ein.

Am andern Morgen, eine Stunde vor Tag, mühte sich ein kräftiger Arm Frusen aus dem Schlaf zu rütteln. Endlich gelang es, der ehrliche Genter ward nach manchem Gähnen seiner Sinne Meister und erhob sich, die rundlichen Glieder reckend, die durch das Nachtlager auf dem kalten Boden ganz steif geworden waren. Als er sich umsah, gewahrte er bei dem matten Schein des ersterbenden Feuers

und zweier im Boden steckender fichtener Fackeln, daß sich die Freibeuterbande seither bedeutend vermehrt hatte. Schon waren alle geschäftig die Pferde zum Aufbruch in Stand zu setzen, mit einziger Ausnahme Gournays selbst, der sich die Mühe gegeben, Frusen zu wecken. Der Abenteurer eröffnete seinem Gaste mit wenig Worten, ohne sich in eine nähere Auseinandersetzung einzulassen, daß sich eine Gelegenheit gefunden, ihn und seine Gefährten auf sichere Weise nach Gent zurück zu befördern. Für diesen Freundschaftsdienst und die Erlaubniß zur Rückkehr verlangte Gournay unter dem Titel eines Lösegelds eine weit geringere Summe, als die Furcht des ehrenwerthen Bürgers in Anschlag gebracht hatte. Daher feilschte dieser um einen Nachlaß von wenig Gulden nur des löblichen Brauchs wegen, der ihm bei seiner merkantilen Genialität über alles am Herzen lag. Aber ein Wink des Abenteurers, daß bei fortgesetztem Markten die Summe verdreifacht werden dürfte, brachte alles bald in Richtigkeit, und ein Paar Minuten später saß die ganze Gesellschaft zu Pferde, ihren Weg nach dem Castell Hannut einschlagend.

Bei ihrer Ankunft an der Zugbrücke wurden sie von einer Schildwache angerufen, die in dieser frühen Stunde die ersten grauen Streifen der anbrechenden Dämmerung zu erspähen hatte. Nach mehreren Anfragen und Botschaften ins Innere und von diesem zurück, wurden sie zu einer kleinen Hinterpforte geleitet. Hier mußten sie absteigen, dann wurde einer um den andern bei Fackellicht eine jener engen unendlichen Treppen hinaufgeführt, die sich in jedem

alten Gebäude finden, das noch aus den Zeiten des Ritterwesens stammt.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Mittagsmahl — in jenen Zeiten wurde es um zehn Uhr eingenommen — erhoben sich der Dauphin und der Marschall von Burgund, ihrem edlen Gaste Lebewohl zu sagen, und bezeugten ihm in den höflichsten Ausdrücken ihren Dank für seine gastfreundliche Aufnahme.

„Ich habe von meiner Seite eine Gunst zu erbitten, gnädigster Herr," sagte der Hausherr, „die mich in Eurer Schuld lassen wird. Es ist keine andere als die: diesen Morgen sprachen mehrere ehrenwerthe Genter Kaufleute, auf einer Handelsreise begriffen, hier ein. Aus Besorgniß vor den Räubern, die den Wald in schlimmen Ruf gebracht, warten sie im innern Hof mit dem Wunsche, sich Eurem Gefolge anschließen und Euch bis Cortenberg begleiten zu dürfen, von wo sie nicht mehr weit nach Gent haben."

„Recht gerne," erwiederte der Dauphin, „meiner Treu, gibts Räuber im Wald, so ist's, je mehr unser, um so besser."

Der Marschall von Burgund blickte ziemlich ernst. „Es ist mir vielfach zu Ohren gekommen, gnädiger Herr," begann er, „daß die Bürgerschaft Gents, schon in meinen jüngern Jahren, wo ich öfter mit diesen Landestheilen verkehrte, eine so rebellische Handwerker-Race, als nur jemals

das Webschiffchen werfen mochte, ihrer alten, übeln Gewohnheit getreu, meinem Herrn, dem Herzoge tagtäglich Anlaß zu neuem Kummer gibt."

„Gewiß nicht," entgegnete der Herr von Hannut, „die drunten sind reiche Bürger, welche von einem einträglichen Ausflug friedlich nach Hause kehren."

„Jedenfalls nehmen wir sie mit!" rief Ludwig, welcher möglicher Weise schon jetzt seine besondern Ursachen haben mochte, sich mit den Gentern in ein gutes Vernehmen zu setzen. Wenigstens wissen wir so viel, daß er von den Tagen seiner Verbannung zu ihnen bis zur letzten Stunde seines Lebens einen geheimen Verkehr mit den Bürgern der flandrischen Manufakturstädte ununterbrochen fortsetzte. „Jedenfalls nehmen wir sie mit. Bedenkt, Herr Marschall, die Räuber! Meiner Treu! ich habe zu wenig Gulden in der Tasche um mein Bischen Armuth gerne zu verlieren."

Der Marschall von Burgund gab seine Zustimmung mit einer leichten Verneigung, obgleich man es seinem ganzen Benehmen ansah, daß ihm die neuen Reisegefährten gar nicht behagten. Sicher wäre er nicht darauf eingegangen, hätte ihm anders die Höflichkeit gegen seinen Gast und die Etikette gegen den Dauphin weitern Einwand gestattet.

„Ich halte Vorsicht gegen die Freibeuter für so nothwendig," sagte der Hausherr, indem er die Gäste in den Hofraum geleitete wo die Pferde standen, „daß ich zehn meiner eigenen Lanzen aufsitzen ließ, Euch durch den Wald das Geleit zu geben. Sie stoßen im Städtchen Hannut

eine halbe Stunde von hier zu Euch, und begleiten Euch, so lange Ihr es für nöthig haltet."

Ludwig drückte seinen Dank äußerst verbindlich aus, und der Herr von Neufchatel that dasselbe, obzwar auf cordialere Weise. Uebrigens, meinte er, würde es ihm zu gar großem Vergnügen gereichen, den kühnsten Freibeuter, der jemals das Licht der Welt erblickt, sich gegenüber zu sehen, und sollt' er auch nur vier Lanzen und vier Troßbuben bei sich haben. Inzwischen waren sie in den Hof getreten, und Ludwig grüßte die Bürger mit vertraulicher Herzlichkeit, die, ohne seiner Würde Eintrag zu thun, vollkommen geeignet war ihre Herzen zu gewinnen. Der Marschall von Burgund dagegen sprach kein Wort, vielmehr sah er die Bürger mit grimmigem, etwas verächtlichen Lächeln an, indem er mit dem vollen Hochmuth eines Feudalritters jener Zeit zwischen den Zähnen murmelte: „die schuftigen Spießbürger! wahrhaftig sie sind so flott herausstaffirt wie Herrn vom ersten Range."

Dessenungeachtet war der Herr von Neufchatel weit entfernt sich einen Act positiver Unfreundlichkeit gegen die Bürger beigehen zu lassen. Zwar ließ er es, als die ganze Cavalcade Schloß Hannut im Rücken hatte, an höhnischen Gesichtern nicht fehlen, fand sich aber Gelegenheit zur Bequemlichkeit der Schützlinge beizutragen, oder ihnen einen wesentlichen Dienst zu leisten, so gewann die natürliche Artigkeit eines ritterlichen Gemüths das Uebergewicht über die Vorurtheile der Erziehung. Und doch verletzte sein Stolz mehr als seine Dienste gutmachen konnten, und als

sich nach einem friedlichen, unangefochtenen Marsche beide Parthien bei Cortenbergh trennten, schied zwar der Marschall mit dem festen Entschluß, der ganzen spießbürgerlichen Gesellschaft in seinem ganzen Leben nimmer zu gedenken, sie aber erinnerten sich seiner noch lange als eines jener hochmüthigen Tyrannen, deren Beleidigungen und Mißhandlungen das Volk bis zum Aufstand stachelten, obwohl die Zeit zu einem erfolgreichen Emancipationsversuch noch nicht gekommen war.

Von Cortenbergh schlugen der Dauphin und sein Gefolge die Straße nach Brüssel ein, indem sie einen Boten voraussandten, ihre Ankunft dem Herzoge von Burgund zu melden. Aber ehe sie die Stadtthore erreicht, kam ihnen Botschaft zu, daß der Fürst gegen die Utrechter zu Felde gezogen. Da Ludwig weiter nichts verlangte, als ein sicheres Asyl in Brüssel, so setzte er seine Reise fort, die Thore öffneten sich ihm und er näherte sich dem Palaste. Die Kunde seiner Ankunft hatte bereits die Herzogin Isabelle erreicht, sie erwartete ihn mit der jungen, schönen Gräfin von Charolois, der Gemahlin des nachher berühmten Karl des Kühnen, an der Barrière, die damals fürstliche Wohnungen und überhaupt die Häuser vornehmer Adeligen in den Städten von den gewöhnlichen Straßen schied. Kaum erblickte der französische Thronerbe die Damen, so sprang er in schuldiger Erwiederung der ihm durch ihre Gegenwart widerfahrenden Ehre vom Pferde und näherte sich mit höfischer Artigkeit, jede der anwesenden Damen mit einem galanten Kusse auf die Wange beehrend. Dann bot er der

Herzogin den Arm mit der Bitte sie in den Palast geleiten zu dürfen. Aber die Gebieterin des ceremoniösesten Hofs in ganz Europa konnte sich diesem Wunsche nicht fügen, und nun begann eine Reihe der förmlichsten Höflichkeitsbezeugungen, die eine tödtliche halbe Stunde andauerten, daß wohl jede Königin des modernen Europas es vor langer Weile nicht ausgehalten hätte. Endlich war der Widerstand der Herzogin besiegt, der Dauphin ergriff ihre Hand und geleitete sie vorwärts mit den Worten: „nein, nein, gnädige Frau, Ihr macht gar zu viel Umstände mit einem Manne welcher, gegenwärtig der ärmste Edelmann in ganz Frankreich, nirgend Zuflucht zu finden weiß als bei Euch und meinem liebwerthen Oheim von Burgund."

Wir könnten nun Ludwig den Eilften auf seinem arglistigen Intriguenpfade am burgundischen Hofe begleiten, denn so jung er war und trotz des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem das glühende, jugendliche Blut zu den kalten Schlangenzähnen der Politik stand, hatte er sich doch schon jetzt jenes perfide Wesen zu eigen gemacht, das in spätern Jahren bei ihm zur vollen Entwickelung gelangte. Verrätherei und Trug sagten im Bunde mit den Leidenschaften und Thorheiten der frühern Jahre seinem Gemüthe nicht minder zu, als da sie jene Bundesgenossen gegen den Aberglauben und die Schwächen des Alters vertauschten.

Für jetzt aber halten wir uns weder bei Ludwigen, noch bei dem Herzoge von Burgund, noch dessen kriegerischem Sohne auf, sondern wenden unsere Aufmerksamkeit der jungen Gräfin von Charolois zu. Sie befand sich dazumal

in dem interessanten Zustande, wo die Hoffnungen eines Gemahls und einer Nation einem Ereigniß entgegensehen, das mit Gefahr für die Mutter dem Throne und der gedoppelten Liebe des Herrschers und Volks einen Erben zu geben verspricht.

Aengstlich harrten Burgunds Unterthanen des entscheidenden Moments, bis endlich im Monat Februar, und zwar am Sct. Valentinstage, Maria von Burgund das Licht der Welt erblickte, das einzige Kind, bestimmt Karls Ehebett zu segnen. Die Ceremonie der Taufe sollte in möglichster Bälde vorgenommen werden und die Ehre der Gevatterschaft fiel auf den Dauphin, dessen Ehrgeiz das ganze Leben der Prinzessin verbittern sollte. Für jetzt aber war Alles Freude und Festlichkeit, und prächtige Geschenke und glänzende Festbereitungen bewiesen wie sehr die flamändischen Bürger am Glücke der herzoglichen Familie Theil nahmen, oder zu nehmen scheinen wollten. Selbst die Utrechter Bürgerschaft, erst kürzlich in offenem Aufstand, wetteiferte mit Brügge und Brüssel, Gent und Ypern im Darbringen kostbarer Beweise ihres Jubels, und ganz Brüssel bot am Christtage nur eine Scene verschwenderischen Glanzes. Der Mitte der großen Straße vom Palast bis zur Kirche Cobergh war mit brusthohen Geländern umgeben und gegen Abend wurden vierhundert Bürger, jeder eine angezündete Wachsfackel haltend, auf dieser Linie aufgestellt. Hundert Diener vom burgundischen Haushalte, gleichfalls mit Fackeln versehen, umstanden den Chor und hundert Andere entströmten den Palastthoren, von einem

Cortège gefolgt, so glänzend, als die Welt jemals eins gesehen. Die Herzogin von Burgund trug, vom Dauphin unterstützt, ihres Sohns Kind in eigener hoher Person zur Taufe, und der gesammte Adel des prachtvollen Hofs folgte zu Fuße nach.

Wir brauchen uns nicht in die Beschreibung der pompösen Festlichkeiten einzulassen, wie sie in dem ausführlichen Berichte Eleonorens von Poitiers enthalten sind. Es genüge an der einfachen Bemerkung, daß solcher Jubel, solcher Ueberfluß nie zuvor in Brüssel geherrscht hatte. Die Straßen der Stadt schwammen in Wein, während sie zu gleicher Zeit von allen möglichen Freudenfeuern erglänzten. Jeder vermögliche Bürger sammelte seine sämmtlichen Hausfreunde und Verwandte um den erglühenden Heerd. Gebackenes und gewürzter Wein dampfte in jeglicher Wohnung, und der Tauftag Marias von Burgund blieb als freudige Epoche im Andenken der Menschen.

Aber einen Vorfall an diesem Abend dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Herzog Philipp hatte das Schicksal der Stadt Gent, deren Empörungsplane ihm trotz aller Vorsicht zu Ohren gekommen, in die Hände seines Sohnes, des Grafen von Charolois, gelegt. Auch war von Gent eine Deputation der sogenannten drei Glieder — nemlich der Bürger und Edlen, der vereinigten Gewerke und der Weberzunft — angelangt, mit dem Auftrage Gnade und Vergebung zu erflehen. Doch der junge Prinz, dessen leidenschaftliche, jähzornige Natur durch den geringsten Umstand in Feuer und Flammen gerieth, war während der Taufvorbereitungen in

solch gereizter Stimmung, daß die weisern Räthe, eine glimpfliche Behandlung der Genter wünschend, deren Ankunft in Hoffnung eines kommenden günstigen Augenblicks verschwiegen hatten.

In dieser Erwartung täuschten sie sich nicht. Nachdem die Ceremonie mit voller Entfaltung des beabsichtigten Pomps vorüber war, ohne daß auch nur ein Wölkchen am Himmel den festlichen Aufzug zu trüben sich vermessen, schien das Herz des jugendlichen Vaters sich zu erweitern, und er gab sich gänzlich der Freude des Tags hin. Diesen Augenblick beschloßen seine Freunde und Rathgeber zu nützen. Nach beendigtem Kirchgang, als das Kind der Mutter wieder übergeben war, und Becher und Confectbüchse mit formeller Ceremonie die Runde um die Tafel gemacht hatten, lenkte Herr von Ravestein die Aufmerksamkeit des Prinzen auf eine Bittschrift, die ihm von seines Vaters unterthänigen Vasallen, den Bürgern von Gent, eingehändigt worden. Ein Lächeln auf dem Gesichte des Prinzen bei Entgegennahme des Papiers entging dem Fürsprecher nicht, deßhalb fügte er bei, die Abgeordneten befänden sich eben jetzt, ängstlich harrend, im Audienzzimmer. Augenblicklich bewölkte sich des Grafen Stirne, ohne zu antworten winkte er Ravestein und einigen Andern, ihm zu folgen — das Bisherige war in der Gräfin Gemach verhandelt worden — und trat in das Gemach, wo die Bürger versammelt waren. Sein hastiger, ungleicher Schritt versprach den Bittstellern wenig Gutes, und die Stirne verkündigte eher alles als geneigtes Gehör.

Die Gesandtschaft bestand aus etwa zwanzig Individuen aus den verschiedenen Ständen; auch befanden sich einige wenige darunter, welche die Neugier und der Wunsch auch einmal den Glanz eines königlichen Hofs mit anzusehen, hergeführt, so wenig sich die Parthie auf einen günstigen Empfang Rechnung machen konnte. Unter den Hauptpersonen präsentirte sich unser alter Bekannter, Martin Fruse, der seinen Neffen, Albert Moriz, mitgebracht, und seine übrigen Gefährten im Hannuter Walde leisteten ihm auch dießmal Gesellschaft. Zwar hatten es die Bürger Gents auf ihrem Rathhause und Marktplatze in der Haranguirkunst zu nicht geringer Fertigkeit gebracht und an einer guten Meinung von ihrer eigenen Rednergabe gebrach es ihnen keineswegs, allein Furcht, unter allen Affecten der größte Beförderer der Demuth, hatte dießmal ihr Vertrauen auf ihre Beredtsamkeit dermaßen geschwächt, daß sie statt das Amt des Sprechers einem aus ihrer Mitte anzuvertrauen, einen Advokaten von Profession aus einer benachbarten Stadt zu Plaidirung ihrer Angelegenheiten gemiethet hatten.

„Stellt Euch in Reih und Glied ihr Herren!" waren die ersten ungnädigen Worte des Prinzen, „daß ich die hübschen Gesichter der Leute sehen mag, die unseres Vaters Unterthanen zur Empörung zu verleiten suchten."

Die Deputirten wurden im Halbzirkel aufgestellt, und der damaligen Etikette gemäß senkten sich alle auf ein Knie, ja mehrere gingen noch weiter und knieten völlig nieder. Mittlerweile hielt der Advokat eine lange, fade Harangue

nach dem Geschmacke jener Zeit mit Floskeln überladen, worin er sich auf David, Salomo und mehrere andere, der heiligen Schrift oder der Profangeschichte angehörige Personen als Exempel der Milde berief, und schließlich für die reuigen Bürger der Stadt Gent um Gnade flehte.

Der Erbe von Burgund schien der studirten unnatürlichen Rede wenig zu achten, sein rollendes Auge glitt fortwährend von einem Supplicanten-Gesicht zum andern, und die Stirne bewahrte die alte finstere Wolke. Um seine Lippe dagegen spielte ein Lächeln das, nothwendig dem Gefühl der Freude angehörend, entweder den Triumph des Stolzes oder der Rache ausdrückte, die beide bei dem kläglichen Anblick der erniedrigten Genter Bürger ihr volles Labsal fanden.

Der Sermon erreichte sein Ende und der Prinz erwiederte: „Männer von Gent, ich habe gehört, daß Ihr zu jeder Zeit ein unruhiges, unzufriedenes, aufrührisches Volk gewesen, das in der Weise des knurrenden Köters nach der Hand schnappt, die ihm Futter reicht, unter der Peitsche aber sich duckt. Hofft nicht, daß Ihr ohne die verdiente Züchtigung entkommt, wißt vielmehr, daß Züchtigung des Verbrechers nicht minder Pflicht des Fürsten ist, als Beschützung der Unschuld."

Er schwieg und Keiner wagte zu antworten mit einziger Ausnahme des Knaben Albert Moriz, der, nach dem kleinen Dolche greifend, den damals jedes Alter und jeder Stand trug, ziemlich hörbar murrte: „der übermüthige Tyrann!"

Ob diese Worte von den Andern verstanden wurden

oder nicht, bleibe dahin gestellt, wenigstens entgingen sie dem Prinzen nicht. Er that einen Schritt vorwärts und versetzte dem Knaben mit der flachen Hand einen Streich, daß er fast besinnungslos zu Boden stürzte.

Nun entstand augenblickliche Verwirrung und die Edlen und Räthe schlugen sich ins Mittel um einem weitern Ausbruch unfürstlicher Heftigkeit vorzubeugen. Der Knabe ward eilig aus dem Zimmer geschafft, und mehrere von der Deputation entwischten, aus Furcht vor den unmittelbaren Folgen. Graf Ravestein bot alle seine Ueberredungskunst auf, seinen Vetter Karl aus dem Zimmer zu bringen, denn auch er fürchtete weitere Gewaltakte, welche die Genter zu offener Empörung treiben möchten.

Aber er irrte sich; mit dem Streiche war des Prinzen Wuth verflogen, und beschämt über sein leidenschaftliches Benehmen suchte dieser nun sich selbst und die Umstehenden glauben zu machen, daß es nicht, wie es doch wirklich war, die Wirkung des Jähzorns, sondern die wohlüberlegte Züchtigung eines unverschämten Jungen gewesen.

Auf Ravesteins Zureden das Zimmer zu verlassen, erwiederte er unter lautem Lachen: „meinst Du, ich könnte mich über einen solchen nasewelsen Fant ernstlich ärgern? Er benahm sich wie ein verwahrloster Junge, und ich habe ihn gebührend traktirt. Die Genter Bürger dagegen behandle ich auf Männerweise.“

Im Begriff sich ihnen zu nähern, nahm er die frühere strenge Miene wieder an, aber der Dauphin trat einen Schritt vorwärts und flüsterte ihm leise zu, als wollte er

seine Vermittelung nicht laut werden lassen. Dennoch aber war Haltung und Aktion ganz darauf berechnet, den Bürgern bezüglich seiner Absicht den geringsten Zweifel zu benehmen. Der Prinz kannte die arglistige Zweideutigkeit von Ludwigs Charakter noch nicht in ihrem ganzen Umfange, und nahm daher als baare Münze an, daß jener, während er seine Fürsprache für Gent einlegte, seine edelmüthigen Bemühungen zu ihren Gunsten vor den Anwesenden verborgen zu halten wünsche.

„Gut, es sey so, mein fürstlicher Vetter," erwiederte Karl, die Stirn entrunzelnd, „dem Pathen meines Kindes soll seine erste Bitte am Tauftage nicht versagt seyn. Aber in Wahrheit, die Ehre der guten That falle dem Verdienste zu, also Euch und nicht mir. So wißt denn, Ihr Genter, daß Ihr an Seiner Hoheit hier einen bessern Advokaten habt als an dem Wortmacher dort, den Ihr zu Durchfechtung Eurer Sache mitgebracht. Mein edler Vetter, Ludwig von Frankreich, geruht für Euch um Gnade zu bitten, und Ihr seyd gegen Entrichtung einer mäßigen Buße pardonirt. Aber, laßt es Euch gesagt seyn, fürder keine neue Unbill! sonst so wahr Gott lebt, laß ich zehn von jedem Eurer Stände über den Stadtthoren aufknüpfen. Was habt Ihr da?" fuhr er fort, auf einen großen, mit einem violetfarbigen Leintuch bedeckten Gegenstand deutend, den drei handfeste Diener hinter den Gentern in Bereitschaft hielten, „was habt Ihr da?"

„Eine geringe Gabe, gnädigster Prinz," erwiederte Martin Fruse, sich von den Knieen erhebend und auf den

fraglichen Gegenstand zugehend, „eine geringe Gabe von der Stadt Gent, zu Füßen gelegt unserem durchlauchtigsten Prinzen, als Zeichen der Theilnahme und Freude über die Geburt seines allerschönsten Töchterleins. Der thörichte Advokat hat vergessen, in seiner Rede davon Erwähnung zu thun.“

„Gut für Euch, daß er es unterließ!“ erwiederte der Graf, „denn hätt' er sich eines Bestechungversuchs schuldig gemacht, so bezweifl' ich wirklich, ob einer der Gentner Herren diese Mauern lebend verlassen hätte.“

„Aber werft wenigstens einen Blick darauf, gnädigster Prinz.“ versetzte Martin Fruse, der über seiner weitgetriebenen Bewunderung der mitgebrachten Geschenke sogar den strengen Ton des Prinzen vergaß. „Werft einen Blick darauf, gnädigster Prinz, sie sind so gar schön!“ Mit diesen Worten lüpfte er den Ueberzug, und drei große, reich verzierte Gefäße von gediegenem Silber lagen den Augen der Anwesenden enthüllt. Die Wirkung, die dieser Anblick allgemein hervorbrachte, rechtfertigte Fruse's Empfehlung, so wie seine Rüge gegen den Advokaten, ihrer in der Rede nicht gedacht zu haben.

Beide, Karl und der Dauphin, traten unwillkürlich einen Schritt vorwärts, um die Geschenke ganz in der Nähe zu betrachten. Aber Ludwig, von je der Erforschung des menschlichen Herzens zugewendet und über ihr selbst das wunderbarste Kunstwerk vergessend, verlor seinen Vetter nicht aus den Augen, und als er die unverkennbarste Bewunderung auf dessen Gesichte las, sagte er mit herzlichem

Lachen, das den Hohn seiner Worte gar trefflich maskirte: „Meiner Treu! lieber Vetter, ich denke der Advokat hatte dennoch Unrecht."

„In Wahrheit, so denk' ich auch," erwiederte der Prinz in das Lachen einstimmend. „Gut, meine Freunde," fuhr er, zu den Abgeordneten sich wendend, in ganz verändertem Tone fort, „zieht in Frieden und nehmt Euch künftig wohl in Acht, den trügerischen Worten eitler, ehrgeiziger Menschen zu lauschen. Unser Hausmarschall wird Euch mit Weißbrod, gutem Wein und allen Christtagsleckereien regaliren, und was den Jungen betrifft, dem ich den Streich gegeben," und damit machte er sich die goldne Busennadel vom Brusttuch los und reichte sie Martin Fruse, „da, gebt ihm das, den Schlag zu heilen. Stellt die Gefässe hier auf den Tisch, wir danken Euch dafür und werden sie sogleich unserer Frauen zeigen."

Mit manch tiefem Bücklinge zogen sich die Genter zurück, höchlich erfreut, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu seyn. Unten fanden sie den jungen Albert Moritz, der sich inzwischen von dem Schlage völlig erholt hatte, ob zwar er ihn noch keineswegs vergessen. Sein Oheim händigte ihm alsobald die kostbare Busennadel ein, nicht im Geringsten an der Freude des Knaben über ein solches Geschenk zweifelnd. Aber kaum befand sie sich in seinen Händen, so warf er sie auf den Boden und zertrat sie in hundert Stücke. Die Worte, die er dazu murmelte, waren allen unverständlich, nur nicht seinem Oheim. Auf diesen aber machten sie solchen Eindruck, daß Todtenblässe sein Gesicht überzog.

Nachdem er hastig ein Weniges von des Prinzen Wein gekostet, nur um nicht der Abneigung verdächtig zu werden, eilte er mit seinem Neffen einem befreundeten Bürgerhause zu, allem Anschein nach sich höchst unglücklich fühlend, bis er den Knaben außerhalb den Mauern des Palasts wußte.

Sechstes Kapitel.

Wir sind mit dem einen Abschnitt unserer Erzählung zu Ende, und bitten den Leser einen kühnen Sprung über volle zwanzig Jahre zu machen. Die Zwischenereignisse schieben wir theilweise hier in gedrängter Skizze ein, theils sollen sie im Verlauf der späteren Geschichte nachgeholt werden.

Man nehme eine Menschenmenge an Anzahl unsern bisher geschilderten Charakteren gleich kommend, selten wird man nach einem so bedeutenden Zeitabschnitte noch alle auf der geschäftigen Bühne des Lebens finden. Und doch verhielt es sich dießmal so. Zeit, der große Feind des Menschen und seiner Werke, hatte sich mit dem Tode noch gegen Keinen verbündet, von dem wir besondere Erwähnung gethan. Freilich hatte sie es in anderer Beziehung an ihrer gewohnten Thätigkeit nicht fehlen lassen. Der Jüngling war zum Manne geworden, der Mann von mittlerem Alter bog sich nun unter dem Gewicht der Jahre, und das Wiegenkind war zur Jungfrau herangereift.

So beginnen wir denn mit ihr, deren Geburt und

Taufe wir so eben bezeugt, und lassen die Veränderung, die über die übrigen Spieler unseres Drama gekommen, nachfolgen. Maria's Kindheit fiel in eine Zeit allgemeinen Glücks. Die Länder, deren muthmaßliche Erbin sie war, blühten unter der Herrschaft ihres Großvaters, jenes weisen, tugendhaften Fürsten, der die Irrthümer seiner frühern Jahre durch edle Vaterlandsliebe sühnte, und von seinen eigenen Unterthanen nicht minder als von den benachbarten Fürsten den schönen Namen Philipp der Gute verdientermaßen erhielt. So lange die junge Prinzessin unter den Augen ihrer herrlichen Mutter aufwuchs, floßen ihre Tage in ungetrübter Ruhe dahin und ihre Heimath genoß eines tiefen Friedens.

Aber kaum hatte sie das zehnte Jahr erreicht, so fand sie, der Leitung eines strengen, gebieterischen Vaters allein überlassen, daß nach dem gewöhnlichen Loose Derer, die auf der Höhe des Lebens stehen, auch das ihre nichts weniger als glücklich war. Edel, sanft, gehorsam, suchte sie durch gänzliche Beugung ihrer Neigungen unter dem väterlichen Willen wenigstens Frieden zu gewinnen. Aber ihre Hoffnungen waren eitel. Die beständigen Gefahren, denen sich Karl der Kühne aussetzte, hielten natürlich seine Familie in beständiger Unruhe und Besorgniß, während sein häufiges launisches Wechseln in der Politik ihm und seinem Lande zu keinem wirklichen Vortheil, wohl aber dem Herzen seiner Tochter zu vielfachem Jammer ausschlug.

Nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, Isabella von Bourbon, verleitete ihn der Wunsch nach einem männlichen

Erben zu schleuniger Wiederverheirathung, und sein Haß gegen Ludwig XI. ließ die Wahl auf Margarethen von York, Schwester des Königs von England, fallen. Zwar sah er sich in seinen Hoffnungen auf einen Sohn auch dießmal getäuscht, aber für seine Tochter Maria schlug die Heirath zum unschätzbaren Segen aus. Margaretha von York ersetzte ihr an Güte und Liebe ihre leibliche Mutter, denn von frühen Jahren an Sorgen, Leiden und Gefahren gewöhnt, flößte sie dem Gemüth ihrer Stieftochter jene geduldige Standhaftigkeit ein, die sie selbst in einer so bittern Schule erworben. Namentlich lehrte sie sie unter allen Umständen gegen Verzweiflung kämpfen und ohne Klage dulden. Im Verlauf der Jahre wurde die Hand der unzweifelhaften Erbin von Burgund und Flandern der Gegenstand des Ehrgeizes für viele europäische Prinzen, und von ihrem fünfzehnten Jahre an ließen es alle benachbarten Souveräne zu demselben Zwecke an offenen Unterhandlungen und geheimen Intriguen nicht fehlen. Der Bruder des Königs von Frankreich, der Herzog von Calabrien, der Prinz von Tarent und der Herzog von Savoyen bewarben sich nacheinander um ihre Hand, und ihr Vater wußte Jeden mit Hoffnungen und Erwartungen hinzuhalten, die er entweder nie zu erfüllen im Sinne hatte, oder zu vereiteln stets seine Gründe fand. Er, der Selbstsüchtigste der Herrscher, ja vielleicht der Menschen, zog bei allen diesen Unterhandlungen die Gefühle seiner Tochter nie zu Rathe. Er betrachtete sie einzig als Gegenstand der Politik, als menschliches Siegel, bestimmt nach seinem Willen der Vertragsurkunde

beigedruckt zu werden, die sein ausgedehntes Gebiet einem benachbarten Fürsten in die Hände spielen sollte.

Glücklicherweise fügte es sich, daß Maria, auf ihr Schicksal vorbereitet, Herz und Gefühl zu wahren wußte. So blieben ihr alle Männer gleichgültig, bis die Einwilligung ihres Vaters sie in den Stand setzte ihre Neigung zu verschenken. Ohne Freude oder Pein sah sie Unterhandlungen angeknüpft und abgebrochen, ihre Hand zugesagt und verweigert, bis zuletzt ein Freier erschien, der mit allen Vortheilen, die dem politischen Ehrgeiz ihres Vaters genügten, jene Eigenschaften des Geistes und der Person verband, die ein Herz zu gewinnen im Stande waren. Kühn, ritterlich und wohlunterrichtet, von Person anmuthig und wohlgebildet und von schönen Gesichtszügen, besaß Maximilian, Sohn Kaiser Friedrichs, zugleich jene natürliche Herzensgüte, die, dem ganzen Wesen eine höhere Weihe verleihend, mehr anzieht als die glänzendsten Gaben, und solche Eigenschaften reichten aus das Herz der Erbin von Burgund zu gewinnen. Ihr Vater machte freilich noch andere Ansprüche, aber neben seinen persönlichen Vorzügen war Maximilian der Sohn des reichsten Monarchen in Europa, der Erbe des Herzogthums Oestreich, der unzweifelhafte Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne. Eine solche Verbindung schien allen Absichten zu entsprechen, und als Maximilian nach zwei Jahre lang fortgesetzten flüchtigen Besuchen am burgundischen Hofe um die Hand der schönen Erbtochter warb, vernahm Maria zum erstenmal mit Freude, daß sie dem neuen Bewerber zugesagt sey.

Lange Unterhandlungen folgten, und man kam endlich überein, daß das Herzogthum Burgund, von seiner Vasallenschaft zu Frankreich befreit, zu einem unabhängigen Königreiche erhoben werden sollte.

Eine glänzende Zusammenkunft beider Höfe Behufs des feierlichen Abschlusses der Heirath wurde nach Trier verabredet, und Karl der Kühne machte sich mit seiner Tochter und einem Gefolge von unübertroffenem Glanze dahin auf den Weg. Maria's Herz schlug hoch beim Eintritt in die alterthümliche Stadt, und im Voraus gelehrt Maximilian als ihren künftigen Gemahl zu betrachten, gab sie ihr ganzes Herz dieser ersten Neigung hin. Aber die unersättliche Ehrsucht ihres Vaters sollte diesem Luftgebäude von Glückseligkeit, dem Werke der Hoffnung und Phantasie, ein frühes Ende bereiten. Karl bestand auf Annahme der Königswürde vor seiner Tochter Vermählung, während der Kaiser, welcher des Herzogs launische Sinnesänderungen bei früherer Gelegenheit mit eifersüchtigen, unwilligen Augen bewacht, die Verleihung des Titels so lange aufs Bestimmteste verweigerte, bis die Hand der Erbtochter unwiderruflich in der seines Sohns läge. Karl disputirte, stichelte, drohte vergeblich, und endlich brach der Kaiser, seiner Hartnäckigkeit müde, und von seiner unzeitigen Heftigkeit beleidigt, ganz unvermuthet mit seinem Hoflager auf. Dem Wahnsinn nahe über alle seine vereitelten Hoffnungen reiste der Herzog nach Brüssel zurück, seine Tochter mit sich führend, deren Herz im Geheimen blutete von der grausamen Wunde die es getroffen.

Nun folgten Unterhandlungen mit andern Fürsten, und vernahm auch Maria unter Bangen und Zagen jeden neuen Vorschlag, so ersparte ihr doch die launische Unentschiedenheit ihres Vaters den noch bitterern Schmerz ihre Hand einem Andern geben zu müssen, während Maximilian ihr Herz besaß.

Mittlerweile verwickelte sich der Herzog in Streitigkeiten und Kriege, die Heirathsprojecte wurden vertagt oder ganz aufgegeben, und während Karl dem letzten verhängnißvollen Feld entgegeneilte, wo er Leben und Ruhm lassen sollte, blieb Maria mit ihrer edlen Stiefmutter in Gent. Hier beweinte sie die Gefahren, denen sich ihr Vater aus wahnsinnigem Ehrgeiz preisgab, und zitterte beim Anblick jeden Pakets, das ihr aus dem burgundischen Lager zukam.

Das waren die Schicksale und Begegnisse, die sich mit Maria von Burgund zugetragen, seit dem Tage ihrer Geburt, die, wie wir gesehen, kurz nach der Ankunft des Dauphins am Burgundischen Hofe erfolgt war. Mit dem Dauphin selbst waren im Verlaufe der besprochenen zwanzig Jahre noch größere Veränderungen vorgegangen. Aus einem verbannten Prinzen war er König einer mächtigen Nation geworden, und die Zeit hatte von ihm alle Anmuth der Jugend und alle jene bessern Gefühle und edlern Regungen abgestreift, die in der Frische der frühern Jahre mehr oder weniger jedem menschlichen Wesen inwohnen, wie groß auch die Beigabe selbstsüchtiger Arglist zu deren Neutralisirung seyn mag. Allerdings mochte seine Politik sehr wohlthätig seyn für das Land, das er beherrschte, al-

lerdings mochten viele seiner Handlungen Europa in socialer Beziehung auf eine höhere Stufe führen, und die Fortschritte der allgemeinen Freiheit und Civilisation der Welt befördern; aber seine Absichten waren gemein und persönlich, und individueller Ehrgeiz der niedrigsten Art war das Motiv seiner arglistigen Plane und ränkevollen Politik. Ein unsterblicher Pinsel hat in unsern Tagen seinen Charakter mit unnachahmlicher Kunst gemalt, und es läßt sich wirklich in dieser Periode seines Lebens nichts Treffenderes von ihm sagen, als daß er der Ludwig XI. des Sir Walter Scott war.

Von seinen Begleitern auf der erwähnten Reise lebte noch Thibalt von Neufchatel, Marschall von Burgund, ein abgehärteter Krieger und noch immer in gewissem Sinne ein hochmüthiger Adeliger. Zwar hatte das Alter mit seiner Hinfälligkeit seine Kraft etwas geschwächt, sein Herz milder gestimmt, dennoch aber war er jederzeit bereit, auf den ersten Trompetenstoß in den Sattel zu springen. Dabei war ihm eine gelindere Behandlung der niedern Stände zu eigen geworden, was ihm eine gewisse Popularität erwarb, denn unter Bauern und Bürgern hieß er allgemein der gute Graf Thibalt. Allerdings stack der Keim des Hochmuths noch in ihm, aber er wirkte in einer andern Richtung. Prinzen, Edlen und angehenden Soldaten, die nicht immer geneigt waren der Meinung des alten Herrn den seiner Ansicht nach gebührenden Respekt zu erweisen, wendete sich nun die Geringschätzung zu, die er früher den Bürgern gezollt. Dagegen sänftigte die unter den niedern Klassen erworbene

Popularität und die unwandelbare Ehrerbietung, welche ihm von dieser Seite zu Theil ward, durch ihren vollkommenen Gegensatz zu der suffisanten Anmaßung jüngerer Standesgenossen seinen Hochmuth, und so wurde er Tag für Tag gütiger und wohlwollender gegen Diejenigen, auf welche er früher vornehm herabgesehen.

Ueber den ehrlichen Martin Fruse hatten die letzten zwanzig Jahre wenn auch kein grünes, wenigstens ein recht fettes Alter gebracht. Unförmlich dick war er gerade nicht, wohl aber blühte er, daß ihn Schmeichler nicht unpassend mit einer Rose vergleichen mochten. Unter seinen Mitbürgern war er geachtet wegen seines Reichthums, seiner Weisheit und seines guten Gedächtnisses bezüglich vergangener Zeiten, kurz, Martin Fruse war in seiner ganzen Erscheinung ein Mann, der manche Veränderung glücklich bestanden, stets wachsend an Reichthum, Ehre und behaglicher Lage, von wenig herznagenden Sorgen heimgesucht, und vielleicht kaum einmal in seinem Leben einer Krankheit unterworfen, die seine Körperkonstitution erschütterte. Im Verlauf der Zeiten hatte die Erfahrung an ihm ihr Werk gethan, er war weiser geworden und hatte sich wirklich keine geringe Einsicht in politischen Dingen erworben. Damit aber hatte seine frühere Eitelkeit den Abschied genommen, und nun beschränkte er willig seine persönlichen Bemühungen auf Beilegung der zeitweise sich ergebenden Gemeindestreitigkeiten und Hinlenkung des Thätigkeitstriebs seiner Mitbürger auf Ausdehnung des Handels und Förderung der Manufakturen.

Eine ganz andere Metamorphose hatte der Zauberstab der Zeit mit seinem Neffen Albert Moritz vorgenommen. Sein Geist gehörte jenen festen, dauernden Elementen an, über welche die Zeit wenig vermag, ausgenommen sofern sie ihre Qualitäten durch Uebung der Kräfte ausdehnt. Dagegen war der ehemalige Knabe zum schönen, kräftigen Manne herangewachsen und, obzwar Theilhaber an seines Oheims Geschäft, somit der friedlichen Stellung eines reichen Genter Kaufherrn angehörend, war er doch in allen kriegerischen Geschicklichkeiten wohl bewandert. Auch hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten, wo die flandrischen Gemeinden in den vielfachen Fehden der ereignißvollen Zeit aufgeboten wurden, so viel Muth, Erfahrung und Gewandtheit bewiesen, daß er die Bewunderung, vielleicht auch die Eifersucht, mancher jener edlen Krieger auf sich zog, die das Kriegshandwerk als ihr ausschließliches Monopol betrachteten. Aber sobald er das Feldlager wieder mit dem Hauswesen vertauscht, war er ganz Bürger, und schien seine militärische Geschicklichkeit vergessen zu haben oder zu verachten. Heiter und splendid unter seinen Standesgenossen bewarb er sich doch keineswegs um Popularität, vielmehr schien er absichtlich die tiefen Gedanken und glänzenden Eigenschaften seines Geistes zu verbergen. Zwar hatte man ihn ein paarmal bei Gelegenheit hochmüthiger Uebergriffe des Adels in die Rechte der niedern Klassen sich sehr beredt und unwillig gegen mehrere Angehörige des bevorzugten Standes äußern hören, aber er schien seine Worte, kaum gesprochen, schon wieder zu bereuen. Ja, als suchte er im

Vorgefühl des furchtbaren, tödtlichen Kampfs mit den Unterdrückern seiner Klasse dessen Ausbruch möglichst lange zu verschieben, wich er jeder Gelegenheit zum Streit mit dem Adel in Gent und den Offizieren des Herzogs von Burgund aus. Gegen Beleidigungen schien er die Augen zu schließen und ließ sich Streit und Lärm in einem benachbarten Stadttheile wahrnehmen, oder forderten ihn andere junge Bürger auf, den Führer bei ihren häufigen Tumulten zu machen, so verließ er auf einige Zeit die Stadt, oder schloß sich in seine Wohnung ein, um jede Theilnahme an dergleichen gefährlichen Vorfällen zu vermeiden.

Bei einer solchen Gelegenheit, da die Stadt Gent zwar nicht in offener Empörung, aber doch in scharfer Erörterung mit den höchsten herzoglichen Behörden war, unternahm Albert Moriz, damals in seinem vierundzwanzigsten Jahre, mit der Einwilligung seines Oheims eine Reise nach Italien. Eigentlicher Zweck derselben war Förderung der Handelsverbindungen, in denen sein Haus mit den Kaufherren Venedigs stand. In dem milden Klima, der Amme der Künste, oft auch der Verbrechen, erwarb sich der junge Kaufmann eine Eleganz des Geschmacks und eine Grazie des Benehmens, wovon die Bürger seiner Vaterstadt nichts wußten. Er kam zurück, gewandt in manchen Vollkommenheiten, die in Gent gänzlich unbekannt waren, und wäre sein Geist minder fest, sein Talent weniger anerkannt gewesen, möchten seine Mitbürger über Vorzüge gespöttelt haben, deren gerechte Würdigung von ihnen kaum erwartet werden konnte. Der junge Kaufmann wäre dann wohl als

gereister Geck verlacht worden, der fremde Moden und Sitten ins Heimathland mit zurückbringt. Aber Albert Moritz trug seinen Erwerb nicht zur Schau, vielmehr bedurfte es anhaltender Bitten, oder eines besonders fröhlichen Augenblicks, um ihn zu Preisgebung der süßen Lieder eines gebildeten Volks oder gar zu Begleitung seiner eigenen Stimme auf — seinem Heimathland unbekannten — Instrumenten bewegen zu können.

Seine persönliche Schönheit und die bezaubernde Anmuth seiner Manieren ließen ihn als Wesen einer andern Gattung erscheinen, und seine Ueberlegenheit an geistigen und leiblichen Vorzügen möchte ihm zum Segen gereicht haben, wär' er sich ihrer nicht bewußt gewesen. Aber das Letztere war der Fall, und das machte ihn unzufrieden, und wer mag zweifeln, daß, was den Menschen mit seinem Zustand unzufrieden macht, ohne ihm die Gewißheit eines Bessern zu geben, zu seinem Fluch ausschlägt? Alle Augen sahen mit Wohlgefallen auf ihn und manch sanftgestimmtes Herz hätte sich ihm gern zu eigen gegeben; aber seine Gedanken waren von anderer Art, und er ward keine gewahr unter den Vielen, die ihn bewunderten, die er hätte lieben können. Die schönen Genter Mädchen — denn damals, wie jetzt, herbergte Gent manch schönes Mägdlein in seinen Mauern — hielten ihn für kalt und stolz und tadelten ihn um Das, was sein Unglück, nicht sein Fehler war. Gewiß war sein Herz für Liebe nicht minder empfänglich als das irgend eines Mannes, der seit Erschaffung der Welt für ein weibliches Wesen glühte und starb, aber er suchte nach seines

Gleichen — nicht in Beziehung auf Rang, denn darauf achtete er nicht, wohl aber in geistiger Beziehung, und da fand er keine in der Sphäre, die ihm offen stand.

Durch die Verhältnisse von den höhern Kreisen der Gesellschaft geschieden, schien er sich feinerer Gefühle, eines höhern Strebens nur deßhalb bewußt zu seyn, um Anlaß zu tausendfachem Aerger zu haben. Zwar gab er sich aus angeborenem Takte für das Edle und Schickliche alle Mühe seine Ueberlegenheit und ihre Folgen zu verbergen, allein die Unterhaltung, die Sitten, die Denkungsart seiner Umgebungen und zwar selbst seiner intimern Bekannten waren für ihn eine ewige Quelle geheimer Pein und Widerwillens. Er lebte unter den Genter Bürgern und bemühte sich mit ihnen zu leben, und das gelang ihm soweit, daß wenn auch seine Talente und gelegenheitliche Zurückhaltung ihn in nicht geringen Respekt bei dem gemeinen Volk setzten, dennoch sein artiges Benehmen bei jeder zufälligen Berührung mit andern Bürgern ihm einen weit höhern Grad von Popularität gewann, als einer zu weit getriebenen, allgemeinen Vertraulichkeit gelungen seyn würde.

Ein Charakter aus Stolz und Ehrgeiz gemischt — Albert Moriz besaß beide Eigenschaften in hohem Grade — sucht gewöhnlich sich in eine höhere Classe emporzuschwingen, dazu aber war eben der Stolz und der Ehrgeiz unseres Freundes viel zu kräftig. Er war stolz auf das Mißverhältniß zwischen seiner Stellung und sich selbst, hatte überdieß eine tiefgewurzelte Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, ja an seinen Stand, und während sein Ehrgeiz bei der ge-

ringsten Aussicht auf Erfolg den Kampf um ein Reich nicht gescheut hätte, war sein Haß, seine Verachtung des Adeligen viel zu groß, als daß er nach etwas Anderem sich sehnte, als nach der Macht, diese privilegirte Classe unter die andern hinabzustoßen, die sich gegenwärtig von ihr tyrannisiren lassen mußten.

So waren die Charaktere, welche wir bereits in einer frühern Lebensperiode zu schildern versucht, im Laufe von zwanzig Jahren geworden. Mit Einem Wort, Zeit hatte an allen ihr Werk gethan, sie hatte Knospe und Blüthe zum Blatt und zur Blume entwickelt, und Blume und Same in die reife Frucht und volle Aehre verwandelt. Wir haben aber noch von Andern zu sprechen und wenden uns zu ihnen.

Siebentes Kapitel.

Der verderbliche Hauch der Zeit, der in kurzer Frist solche Niederlage unter den Menschen und ihren Werken anrichten kann, daß der Freund den Freund kaum mehr erkennt und das Gras auf den Hochstraßen wächst, vermag wenig gegen die immer und immer sich erneuernde Naturkraft, und die letzten zwanzig Jahre waren über den Wald von Hannut fast spurlos vorübergezogen. Allerdings war manch grüne Eiche verdorrt, und der Blitz hatte die Fichte beschädigt und die Buche gespalten, auch die Waldaxt hatte es da uud dort an Geschäftigkeit nicht fehlen lassen, aber in unaufhörlicher Reihenfolge waren neue Kinder des Forsts

an die Stelle der gefallenen getreten, und das geübteste Auge mochte kaum eine einzige Veränderung in der ganzen Waldscene erspähen.

Wohl aber schienen sich auch im Hannuter Wald Zeiten und Sitten geändert zu haben, denn statt zweideutiger Soldatengesichter und ängstlich schauender Wanderer erblickte man nun neben demselben Wasserfall, mit welchem wir unser Schauspiel eröffnet, eine heitere Lustparthie, die, der Freude dahingegeben, von Angst und Zagen nichts zu wissen schien. Sie bestand nur aus drei Personen, diese Parthie, wenn wir die Dienerschaft weglassen; auf prächtigen Pferden, deren Feuer unter der vollendetsten Dressur nicht im Geringsten gelitten, ritt sie rasch über die kleine Brücke und hielt neben dem Wasserfall stille.

Der Erste, dessen wir erwähnen, ein kräftiger, junger Ritter, etwa dreißig Jahre alt, vielleicht noch etwas jünger, sonnverbrannt aber dennoch schön von Natur, stark von Gliedmaßen, aber gewandt und anmuthig in seinen Bewegungen, sprang augenblicklich vom Pferde. Er ergriff den weißen Zelter, der seinem Pferde zur Seite geblieben, am vergoldeten Zaume und hob die schöne Reiterin herunter.

Sie war wirklich ein wunderschönes Kind von etwa achtzehn Jahren, mit dichten hellbraunen Locken, die um die breite, weiße Stirne herabfielen; Augenbrauen und Wimpern waren dunkel, und hinter der langen Besetzung der letztern sahen ein Paar blaue lachende Augen hervor, von derselben heitern Freude erglänzend, die den Bogen ihrer schönen Lippen kräuselten.

Zwei Diener sprangen herbei, dem letzten Mitgliede des Dreibundes beim Absteigen Zaum und Bügel zu halten, und wirklich ging der Akt etwas langsam vor sich, wie es sich für den Ernst der Jahre geziemte. Zwar hatte die Zeit diesen Dritten noch nicht gebrochen, ja kaum gebeugt, dennoch trug er genug Spuren von den Fortschritten des gewaltthätigen Eroberers. Wir führen als solche an das schneeweiße Haar und den gleich stark gebleichten Bart, welche beide einst mit dem dunkelsten Schwarz geprangt hatten, ferner die langen tiefen Furchen auf der einst glatten Stirne. Im Uebrigen hatte sich der Herr von Hannut nur wenig verändert; ihm war das ernste Gesicht, die schlanke obzwar kräftige Gestalt geblieben, die jedoch, ohne eine Spur von Krümmung zu verrathen, von ihrer frühern Höhe etwas eingebüßt zu haben schien. Eine herzliche Freude strahlte aus seinen Augen als er die graziöse Galanterie seines jungen Gefährten gewahrte, womit dieser dem Fräulein vom Pferde half, und als derselbe nach geleistetem Dienste auch ihm den Arm zu bieten sich wandte, die späte Hülfe mit einigen halbabgerissenen Worten entschuldigend, erwiederte er lächelnd: „Du hast mehr zu thun, lieber Junge; glaubst Du, ich hätte mein Ritterthum dermaßen vergessen, um Deiner Aufmerksamkeit gegen eine Dame zu grollen? Hier tragt auf,“ fuhr er, zu den Dienern sich wendend fort, indem er auf die grüne Rasenstelle am Bache gerade unter dem Wasserfalle wies, „wir könnten keinen bessern Platz für unser Mahl finden.“

Die Vögel auf der Faust zeigten an, daß es eine Jagdparthie war, die ihre Falken fliegen gelassen, damals das Lieblingsvergnügen der höhern Stände in Flandern. Nun setzten sie sich zu einem ländlichen Mahle, das die Diener auf dem Rasen aufgetragen, und nach damaliger Sitte, die ein Gemisch von Vertraulichkeit und Ehrerbietung, namentlich bei dergleichen Jagdbelustigungen war, nahm das Gefolge neben den Herrschaften Platz und tauchte mit ihnen in Eine Schüssel.

Die Unterhaltung war heiter und belebt, besonders zwischen dem erwähnten jungen Paare. Augenscheinlich standen sie in innigem Verhältnisse, und von des Ritters Seite machte sich jene zarte, freundliche Aufmerksamkeit geltend, die zärtlichere Gefühle als bloße verwandtschaftliche Neigung verräth. Dagegen lag in seinem Benehmen keine Spur jener Aengstlichkeit, welche die Liebe, wenn ihrer Sache noch nicht gewiß, zu zeigen pflegt. Ganz anders war das Benehmen der Schönen; zwar nicht minder herzlich, und eben so liebevoll, hatte es jenen leichten, spielenden Anstrich, hinter dem zuweilen die innige Neigung sich zu verstecken sucht — jene Schüchternheit unter der Maske der Kühnheit — das Bewußtseyn tiefen Gefühls, das sich gern anstellen möchte wenig zu fühlen. Allein ihr Gesellschafter wußte das gehörig zurechtzulegen, denn es mochte ihm in ernstern Augenblicken, wo der unruhige Wächter des Schatzes schlief, ein tiefer Blick in den Schrein ihres Herzens gelungen seyn.

Liebe, scheint es jedoch, gibt sich mit keiner Zusicherung zu-

frieden, und wahrscheinlich hatte das halb verständliche Geflüster des jungen Mannes irgend ein neues Pfand und verstärkte Bürgschaft gefordert, worauf die Dame in folgender Weise antwortete: „Gewiß, lieber Hugo! Kannst Du noch daran zweifeln? ich wills versuchen, mit all meiner Kraft will ichs versuchen, Dich zu lieben. Da wir nun einmal für einander bestimmt sind ob wir uns lieben oder nicht, dächt' ich geböte uns schon eine gesunde Politik gegenseitige Neigung wo möglich zu erzwingen." Sie heftete dabei die Augen auf den Gefährten mit boshaft fragendem Blicke, als wollte sie die Wirkung der lauen Rede auf ein wie sie wußte nur zu empfängliches Herz erspähen.

Aber er lachte und versetzte: „Singe mir ein Liedchen, liebe Alice, dem grünen Walde hier zur Freude, und laß mich glauben, Du liebst mich mehr, als Du thust."

„Nichts weniger als das," erwiederte sie. „Erstlich möcht' ich Dich um die Welt nicht hintergehen, sodann aber sollst Du weder Pastourelle, noch Sirvente, noch Virelay von mir hören, bis ich im Liede darum gebeten werde. Singe denn, Hugo! Du warst ja am glänzenden französischen Hofe und bist, wie ich weiß, Meister in der gaie Science. Sing mir das heitere Liedchen von gestern Abend, oder ein anderes, wenn Du eins kannst. Es liegt wenig daran welches."

„So sey es, wenn Du nachher singst," versetzte der junge Ritter und ohne weitere Umstände, einen fragenden Blick auf Herrn von Hannut abgerechnet, begann er mit voller, reicher, melodischer Stimme eines der gewöhnlichen

Tageslieder. Der Text paßte auf die Aeußerung des Fräuleins, indem ein Liebhaber seine Herrin bittet, ihn in jeder der verschiedenen Jahrszeiten mit einem Gesang zu beglücken. Das Lied, obzwar in einer andern Sprache, mochte ungefähr so lauten:

Sing' mir ein Lied in diesen Wonnestunden
Des holden Frühlings, Liebe! sing' ein Lied,
Wo Lebenshauch, all überall gefunden,
Die Himmelslerche wie die Bien' durchglüht.

In Sommertagen möge sich erheben
Dein Freudesang zum reinen Blau empor,
Aus Waldesmitte mög er aufwärts schweben
Zur Sonnengluth, zum prächt'gen Sternenchor.

Kommt dann der Herbst mit seinen goldnen Früchten
Die Schale voll, Geliebte, säume nicht,
Sing' mir ein Lied von alter Zeit Geschichten,
Wie es der Feier der Natur entspricht.

Ja singe mir selbst in den düstern Zeiten,
Wo Winter deckt die lieben Sterne zu,
Doch mag dein Lied dann Freud' und Jubel meiden,
Von Himmel sing', von Frieden und von Ruh.

„Recht hübsch für eine Männerstimme," bemerkte das Fräulein als ihr Geliebter zu Ende war, „da ich mir aber nicht gerne von andern vorschreiben lasse, so singe ich Dir was nach meinem Belieben, ob in oder außer der Zeit. Was meint Ihr, theuerster Oheim?" fuhr sie gegen Herrn von Hannut fort, indem sie die schönen, rundlichen Finger ihrer reichen Hand auf die seine legte: „was soll ich ihm singen?"

Dabei hob sie die Augen gen Himmel, als besänne sie sich auf ein besonderes Lied unter den vielen, die ihr zu Gebot standen, als plötzlich ein unwillkührlicher Schrei ihren Lippen entfuhr: „guter Gott! vom Gipfel der Anhöhe sehen bewaffnete Männer auf uns herab — dort, dort!“

Alle sahen empor in der bezeichneten Richtung. Allerdings ließ sich ein Rascheln unter den Bäumen vernehmen, und ein Paar Steine, oben losgerissen, rollten den Abhang herab, zuletzt ins Wasser stürzend. Aber Niemand war zu sehen, und nachdem sie einen Augenblick schweigend hinaufgeschaut, winkte der Liebhaber einem Diener ihm zu folgen und klimmte trotz aller Abwehr des schönen Kinds den jähsten Theil der Klippe hinan. Bald hatte er das verdächtige Gebüsch erreicht, den Leuten nachspähend die ihre Ruhe gestört hatten.

„Du träumst, liebe Alice,“ sagte der Herr von Hannut, „und hast unsern armen Hugo in den April geschickt.“

„Gewiß nicht, Oheim, gewiß nicht,“ erwiederte sie, „ich träumte ganz gewiß nicht. Ich gehöre nicht zu denen, die auf solche Weise träumen. Um Gotteswillen, schickt Jemand zu Pferde nach Beistand, während die andern dem armen Hugo beispringen; denn so wahr ich lebe, ich gewahrte zwei bis drei Gesichter in Stahlhauben, die durch die Baumzweige auf uns herabsahen. Horch! hört Ihr nicht Stimmen? Klimmt hinauf, Leute, wenn Ihr Männer seyd und helft Eurem jungen Herrn.“

Die Diener sahen den Baron an, auf dessen Gesicht ein ungläubiges Lächeln zum Vorschein kam. Aber zu

Alicens Erstaunen kam ihr Geliebter im nächsten Augenblick auf der Höhe zum Vorschein, und indem er leichten Schritts heruntersprang, verkündigte er, daß alles sicher sey.

Alice sah ihm eine Weile ernstschweigend ins Gesicht, und sagte dann blos: „Es ist doch seltsam.“ Hugo von Mortmar warf sich neben ihr auf den Boden und drang nochmals in sie zu singen, aber es war vergeblich. Sie war augenscheinlich heftig bewegt, und von der Unmöglichkeit überzeugt ihres Schreckens Herr zu werden bat sie ihren Oheim um augenblickliche Antretung des Rückwegs und ließ sich davon nicht abbringen trotz der wiederholten Versicherungen aller, daß sie durch das Wogen der Zweige oder das nebelartige Schäumen des Wasserfalls getäuscht worden seyn müsse. Da aller Zuspruch vergeblich war, so willigte der Oheim in den Aufbruch, die Pferde wurden vorgeführt, die ganze Parthie stieg auf und trabte mit den Falken auf den Händen möglichst rasch Schloß Hannut zu. Im Verlauf der ersten Stunde bewachte Alice fortwährend aufs Aengstlichste jede Baumöffnung zu beiden Seiten der Straße, und sie war immer noch dermaßen angegriffen, daß die Schwingen ihres Falken in beständiger Bewegung waren bei der immerwährenden Unruhe, womit sie sich nach allen Seiten umsah. Erst als sie das Städtchen vor sich sahen und das Schloß drüber auf dem hohen Felsen, von letzterem kaum noch eine halbe Stunde entfernt, schien sie sich für geborgen zu halten und der lange, tiefe Athem, den sie auf der Zugbrücke schöpfte, gab genugsam zu erkennen,

welche Last beim Eintritt in die Schloßmauern von ihrem Herzen fiel.

„Du hast so lange in Städten gewohnt, liebe Alice," sagte der Herr von Hannut lachend, „daß Dir der Wald eine fremde Welt ist, die Deine Einbildungskraft mit ihren eigenen Wesen bevölkert. Ich werde morgen Deinem Vater, dem Herrn von Imbercourt schreiben, er müsse Dich noch manchen Monat hier lassen, bis wir Dir dergleichen Visionen von wilden Waldmenschen abgewöhnt."

„Gott bewahre, lieber Oheim," erwiederte die junge Dame, die inzwischen ihre scherzhafte Laune wieder gewonnen, und ihm mit gar losem Lächeln ins volle Gesicht sah; „ließe ich mich wirklich durch imaginäre Dinge schrecken, so hätte ich Euch überall nicht besucht. Wahrhaftig, meine Mädchen haben ein gutes Theil Geschichten vom Schlosse Hannut und seinem Walde, ja wohl und seinem Herrn obendrein aufgeklaubt. Fand ich sie doch am Morgen nach unserer Ankunft mit verbrannten Schuhen und verrenkten Hälsen, weil sie die ganze Nacht, die Füße am Feuer mit über die Schulter gekehrten Köpfen, sitzen geblieben."

Der Herr von Hannut hörte ihr zu mit schwermüthigem Lächeln. „Und Du selbst fürchtetest Dich nicht, liebe Alice?" fragte er; „füllte Deine Phantasie niemals die finstere Zimmerecke mit Gespenstern und Kobolden?"

„Nein, gewiß nicht," war die Antwort, „dergleichen macht mir nicht bange. Als ich aber drei bewaffnete Männer im Walde auf uns niederblicken sah und bedachte, daß

dreißig Andere hinter ihnen stehen könnten, war allerdings Grund zu Besorgnissen vorhanden."

Der Herr von Hannut und Hugo von Mortmar, in welchem Letztern der Leser ohne Zweifel jenen Hugo von Geldern wieder erkannt hat, den wir vor zwanzig Jahren schlafend am Wasserfall fanden, erwiederten nichts, wechselten aber bedeutsame Blicke. Auch sollte die Unterhaltung hier ihr Ende erreichen, denn aus dem Walde drangen plötzlich ungewohnte, lärmende Töne herauf, eine große Seltenheit, da man seit längerer Zeit in dieser wilden Waldgegend vom Galoppschlag chargirender Pferde und dem Echo schmetternder Trompeten nichts gehört hatte. Dergleichen Töne ließen sich nun, vom Winde zum offenen Fenster hereingetragen, vernehmen. Hannuts Stirne verfinsterte sich, sein Auge flammte, während die Wange des jüngern Ritters vor Entrüstung glühte.

„Bei Gott! unsere schöne Alice hat doch Recht," rief Hugo von Mortmar, „es sind mehr Leute im Walde, als wir dachten. Holla! Wächter!" rief er, den Kopf zum engen Fenster hinausstreckend, zur Galerie eines schlanken Thurms empor, der, in voller Aehnlichkeit mit einem maurischen Minaret, die andern Spitzen auf der entgegengesetzten Hofseite weit überragte. „Holla, Wächter! was gibts im Walde drunten? — Bei Gott! noch ein Signal," fuhr er fort, als die Trompetenstöße aufs Neue durch den Forst hallten.

Gleich darauf ließ sich die laute Stimme des Wächters in folgender Weise vernehmen: „Ein Fähnlein Lanzen

unter Burgunds Banner auf eine Handvoll grüner Reiter Jagd machend, die sie aber noch nicht eingeholt. Sie kommen näher — immer näher —" fügte er eine Weile nachher bei, „aber die Reiter machen Fronte, greifen an — die Gendarmen werden zurückgeworfen — nun kann ich nichts mehr sehen, gnädiger Herr, der verd— Hügel verbirgt alles."

„Zieht die Allarmglocke," rief der junge Ritter dem Manne droben zu, während er, nach unten sich wendend, einigen Gruppen im Hofe zuherrschte: „Schnell da drunten, den Küraß um und die Pferde gesattelt. Ich möchte doch wissen," fuhr er, zu Herrn von Hannut sich wendend, fort, „wer in diesen Wäldern, Eurem freien Eigenthum, einen Angriff wagt ohne Eure Erlaubniß, gnädiger Herr."

„Nimm Dich in Acht, Hugo," sagte der Gebieter von Hannut mit einer warnenden Handbewegung.

„Das will ich, gnädiger Herr," erwiederte der Andere, „ich will gewiß vorsichtig seyn." Mit diesen Worten sprang er die Treppe hinab in den Hof und während die große Glocke ihren Allarmton über Hügel und Thal ergehen ließ, gab er schleunigen Befehl zu augenblicklichem Aufbruch einer kleinen Abtheilung Bewaffneter. Eben wollte er, aufs Pferd springend, sie das Thal hinabführen, als der Thürmer sich meldend vernehmen ließ, das Häuflein Burgunder ziehe mit einem beträchtlichen Corps Fremder die steile Straße herauf zum Schlosse.

Hugo von Mortmar hielt an, und ein Paar Minuten später ließen sich Trompetenstöße vor der Zugbrücke hören.

Es war ein Diener, vorausgesandt die unverweilte Ankunft des edeln Herrn von Imbercourt zu melden, welcher bei seinem liebwerthen Schwager, dem Herrn von Hannut, einzusprechen gedenke.

Die Schloßthore fuhren augenblicklich auf und die bewaffneten Mannen des Gebieters stellten sich in Reihe und Glied, den geehrten Gast zu empfangen. Alice aber flog hinaus, ihrem Vater entgegen, dessen unerwartete Ankunft allen ein erfreuliches Ereigniß schien. Nur Hugo von Mortmar blieb etwas zurück, indem er ein Paar Minuten leise aber eilig mit Herrn von Hannut Rücksprache zu nehmen schien. Für einen Dritten waren nur folgende Worte hörbar: „Seltsam, daß er es auf meinem Grund und Boden gethan haben soll, gnädiger Herr — ein Mann, so vorsichtig in seinem Thun und Lassen, wie er im Allgemeinen ist — denn nie hätten sie sich unterstanden ihn anzugreifen —." Sie schienen anzudeuten, diese Worte, daß es sich bei der Unterredung um den jüngsten Vorfall im Walde handelte. Inzwischen hatten die beiden Herren die ungeduldige Alice eingeholt, sie ließen den bisherigen Gegenstand fallen, traten mit dem Fräulein über die Zugbrücke, und blieben auf der Spitze des Hügels stehen, den zahlreichen Ankömmlingen zusehend, die den steilen Weg zum Schloß heraufzogen.

Die Cavalcade kam in wenig Minuten näher, und nun ergab sich, daß sie aus zwei verschiedenen Abtheilungen bestand, die eine, nur theilweise gerüstet, zog unter dem Banner des Herrn von Imbercourt, die andere, von Haupt zu Fuß in Stahl gekleidet, trug ganz deutlich das Zeichen des

Hauses Burgund. Jene war die zahlreichere, sie mochte, die Knechte, Troßbuben und Bedienten jeder Art ungerechnet, an die hundert Mann zählen. Ueberdies führten sie mehrere Handpferde mit sich, einige vollkommen ledig, andere mit Rüstungen und Waffen aller Art beschwert, die mit Stricken und Ketten in buntem Untereinander zusammen gebunden waren, indem man einzig darauf Rücksicht genommen hatte, die Bürde den Pferden möglichst zu erleichtern. Die andere Partei schien gar kein Gepäcke mit sich zu führen und ihre manchfachen Waffen trug Jeder an seiner eigenen Person.

So gerüstet zogen sich die beiden Abtheilungen den Hügel herauf, da und dort zwischen den zerstreuten Waldbäumen hervorglänzend, die, mit all den tausend Schatten der abnehmenden Sonne gefärbt, den Abhang bekleideten, und ihre langen Schatten über die schlangenförmig sich windende gelbe Landstraße warfen. Im tiefern Waldgrunde mochten die Reiter kaum vor den Bäumen unterschieden werden, unter denen sie sich nahten, weiter oben, aus den überhängenden Büschen auftauchend, glänzten sie deutlich in die Abendluft hinaus, wo der Pfad sich längs der Felsenspitze hinzog. Anfangs war alles undeutlich — eine verwirrte Masse von Roß und Mann; als der Zug näher kam, trat die Gestalt jedes Einzelnen hervor, und allmählig konnten die oben Harrenden selbst die Gesichtszüge unterscheiden.

An der Spitze der ersten Schaar ritt ein hoher, schöner Mann von mittlern Jahren mit einem Gesicht, das ernst war aber nicht streng. Wenig Schritte von der Spitze des

Hügels entfernt warf er einem Diener den Zaum hin, sprang leicht vom Pferde und eilte raschen Schrittes den Bewillkommenden entgegen. Vor allem der angeborenen Neigung sich überlassend schlang er die Arme um seine Tochter Alice von Imbercourt und drückte sie an seine Brust. Dann grüßte er aufrichtig und wohlwollend den Herrn von Hannut und Hugo von Mortmar und sagte, ihre Hände in der seinen behaltend, leise und eilig als sollten sie, und zwar sie allein, es hören ehe die andern herbeikämen: „ich bitte Euch, lieber Bruder, und Euch mein guter Hugo, den ich einst meinen Sohn nennen werde, was Ihr auch vornehmen mögt, haltet Euern Zorn zurück. Der Führer der hintern Schaar hat sich einen Eingriff in Euer Recht erlaubt, aber ich habe ihn vermocht abzustehen, und sowohl weil er zu den höhern Offizieren unseres Herrn und Gebieters, des Herzogs, gehört, als weil diese Zeiten zu drohend von außen sind um zur Zwietracht im Innern Raum zu lassen, bitt' ich Euch Euern Unwillen möglichst zu bezähmen."

Imbercourts Mannschaft machte Halt, so bald sie die Fläche gegenüber der Zugbrücke erreicht hatte, und der Führer des andern Trupps war nun gleichfalls auf der Spitze des Hügels angelangt und trabte rasch auf die Parthie am Thore zu. Es war ein großer, starker, knochiger Mann, ein angehender Vierziger, mit scharfen Adlerszügen und dem kecken zuversichtlichen Blicke, der mehr aus animalischem Muthe und einem unerschrockenen Sinne als aus dem Gefühl des Rechts in That und Absicht entspringt. Er war in voller Rüstung mit Ausnahme des Kopfs, der

sich mit seiner natürlichen Bedeckung, dem kurz gelockten, ins Graue schillernden Haar, begnügte, indem der Helm neben der Axt am Sattelbogen hing. So stellte sich Maillotin du Bac dar, der berüchtigte Prêvot von Burgund, ein Mann der, in frühern Zeiten selbst mit jedem Räuber in die Wette plündernd, nunmehr von Karl dem Kühnen zu Ausrottung sämmtlicher Freibeuterbanden ausgesandt war. Wahrscheinlich war die Wahl auf ihn gefallen in Beherzigung des alten Sprichworts: „wer einen Diebsfänger braucht, der nehme einen Dieb dazu.“

„Ihr seyd der Herr von Hannut, denk' ich, mein lieber Herr,“ begann er mit jener rauhen, scharfen, schnarrenden Stimme, die so recht für einen Henker paßt, und mit diesen Worten sprang er vom Pferde.

Der Gebieter von Hannut antwortete mit einer stattlichen Verbeugung und Jener fuhr fort: „mein gnädiger Herr hier, der Herr von Imbercourt, den ich nach Gebühr verehre und respektire, da er ein so tapferer Soldat, als würdiges Mitglied im Rathe unseres allergnädigsten Herrn ist, hat mich ersucht, oder besser gesagt, mir befohlen — denn da er die Verantwortung über sich nimmt, habe ich mich natürlich seiner Weisung gefügt — hat mir also befohlen, von der Verfolgung der Räuber und Freibeuter abzustehen, die seit vielen Jahren im Walde von Hannut ihr Wesen treiben.“

„So muß ich denn,“ erwiederte Herr von Hannut, „ich, der ich im Umkreise des Waldes wohne, gänzlich unbekannt seyn mit allem, was in seinem Schatten vorgeht,

denn seit bald zwanzig Jahren habe ich von keinerlei Unbilden gehört, die auf meinem Grund und Boden vorgefallen wären. Wäre es anders gewesen, hätte die Kunde von Raub und Plünderung irgend mein Ohr erreicht, ich als Gerichtsherr, gleicherweise betraut mit der hohen und niedern Justiz, würde gewiß nicht ermangelt haben mein Gebiet von solcherlei Leuten zu säubern. Und gewiß, ich werde niemals dulden, daß ein Anderer auf meinem Grund und Boden sich Eingriffe in meine Gerechtsame erlaube."

„Mein Herr," entgegnete der Prêvot: „ich führe den Beweis, daß Euer Wald dergleichen Leute beherbergt. Stießen wir nicht in dieser letzten halben Stunde auf eine so unzweifelhafte Räuberbande, als jemals eine existiren mochte?"

„Daß Ihr einige Personen anfielt, Herr Prêvot," entgegnete Hugo von Mortmar, mit gerunzelter Stirne, „konnte man von der Thurmwarte her deutlich gewahren, es wäre aber noch die Frage, ob es nicht so ehrliche oder ehrlichere Leute gewesen als Ihr selbst, und darüber soll genau Nachfrage gehalten werden. Jedenfalls habt Ihr Euch eines Eingriffs schuldig gemacht in die Rechte meines Oheims, und das muß gleichfalls untersucht werden. — Ganz wohl, mein theurer Herr," fuhr er auf einen Stille gebietenden Wink des Herrn von Hannut fort, „ganz wohl, ich sage nichts weiter, als daß diese Diebsfänger gar zu unverschämt werden."

Maillotin du Bacs Stirne zog sich gar mächtig herunter, die Brauen floßen beinahe in einander und die Linke spielte verdächtig mit dem Dolchgriffe, während die Junge

zwischen den Zähnen murmelte: „Diebsfänger.“ Aber der Hausherr brach die Erörterung kurz ab mit den Worten: „Gib Dich zufrieden, Hugo, in gastfreundlicher Behandlung dürfen wir uns gegen Niemand kärglich erweisen. Herr Maillotin du Bac, wir kommen später auf den erwähnten Gegenstand zurück. Könnt Ihr Beweis führen von irgend einer auf unserem Gebiete vorgefallenen Unbill, so werden wir Beide, mein Neffe und ich, unser Bestes thun zu Züchtigung des Frevlers. Aber in meiner Herrschaft soll weder Herzog noch König die Rechte ausüben, die mir allein zustehen.“

„Unbill, Herr!“ entgegnete der Prévot, „flüchteten nicht die Mordbrenner, die Herrn von Harghen das Haus überm Kopf anzündeten, in Eure Wälder und zwar erst im Verlauf dieses Monats?“

„Ob sie Letzteres thaten oder nicht, kann ich nicht sagen,“ erwiederte Herr von Hannut, „daß sie aber das Haus jenes verwegenen Schurken in Brand steckten, des Unterdrückers der Armen, des Blutigels der Wittwen und Waisen, war in meinen Augen keine gar so schlimme That. Doch lassen wir das Gezänk unter den Thoren, wir sprechen diesen Abend mehr davon.“

Gäste und Hausbewohner zogen nun über die Zugbrücke, und Hannut empfahl seinem Seneschal für die Bequemlichkeit der Soldaten gebührend zu sorgen, während er selbst seinen Schwager, Herrn von Imbercourt, mit den Ausgezeichnetsten seines Gefolges in den großen Schloßsaal geleitete.

Maillotin du Bac schloß sich keck den Hauptgästen an,

und da er wohl bemerkte, daß man sich auf dem Wege nicht sonderlich um ihn bemühte, so rief er ziemlich zudringlich: „Gnädiger Herr, ehe wir von unsern Leuten Abschied nehmen, muß ich Euch bitten ein Gefängniß zu meiner Verfügung zu stellen.“

„Als Eure eigene Wohnung?“ fragte Hugo von Mortmar mit nicht gar anmuthigem Lächeln.

„Bewahre,“ antwortete der Prêvot, „sondern für jenen Gefangenen dort,“ und damit wies er nach der Hofecke, wo zwei seiner Leute einem jungen Mann von kräftiger Gestalt und äußerst einnehmendem Gesicht vom Pferde halfen, was ihm ziemlich schwer ward, weil ihm die Arme fest auf den Rücken gebunden waren.

„Das ist kein Dieb,“ sagte Hugo von Mortmar, „ich sah fürwahr noch nie ein edler Gesicht. Auch nach der Kleidung zu schließen ist er ein Bürger der ersten Klasse.“

„Die Kutte macht den Mönch nicht,“ erwiederte Maillotin mit höhnischem Lächeln. „Ist er kein Dieb, mag er leicht etwas Schlimmeres seyn. Jedenfalls ward er nicht auf diesem Gebiete ergriffen, und daher kann seine Verhaftung Euch, mein guter Herr, nicht verletzen. Der Artigkeit halber und für des Fürsten Dienst spreche ich ein Gefängniß für diese Nacht an. Es ist ein Staatsgefangener und muß sorgfältig bewacht werden.“

„So sey es, Herr Prèvot,“ versetzte der Gebieter von Hannut, „Gott sey Dank, meine Gefängnisse sind alle leer, und fern sey es von mir, Euch in Ausübung Eurer Amtspflichten im herzoglichen Dienst zu hindern.“

„Gesprochen wie ein würdiger Edelmann, wofür ich Euch immer hielt," erwiederte der Prêvot. „Wo sollen wir ihn unterbringen?"

„Roger de Lorens," sagte Hannut, zu seinem Seneschall sich wendend, „zeigt dem ehrenwerthen Herrn, dem Prêvot unsers Herrn Herzogs, die verschiedenen Gefängnißzellen unter dem viereckigen Thurme. Er mag das sicherste aussuchen, und ist seine Wahl getroffen, so übergebt Ihr ihm den Schlüssel. Herr Maillotin du Bac, der Gefangene bleibe Eurer Obhut anvertraut," fügte er bei, „aber meiner Wohnung zu lieb, hoff' ich, werdet Ihr ihn möglichst gelind behandeln. Ich bitt' Euch, laßt ihm Wein und andere Erfrischungen zukommen zu Stärkung seiner Lebensgeister."

„Schwarz Brod und faules Wasser dürfte gut genug für ihn seyn," war Maillotins Antwort; „aber auf Euer Verlangen soll ihm ein besser Traktament zu Theil werden. Herr Seneschal, nur voran ich folg' Euch. He da! Martin du Garth, bringt den Gefangenen nach."

Mit diesen Worten folgte der Prêvot, der, obzwar Ritter und von guter Familie, in früheren Zeiten notorischer Abenteurer gewesen, nun aber der große Verfolger seiner frühern Kameraden geworden war, dem Seneschal über den Hof auf dem Wege zu den unterirdischen Kerkern. Mittlerweile begab sich der Hausherr mit Imbercourt, Alicen und Hugo nach dem großen Saale, wo bereits die geschäftigste Thätigkeit zu Auftragung des Mahls entwickelt ward.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 81

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(16#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715293-6